16/1985 PREIS 0,80M

ISSN 0427-5217

FREIE Welt

MOSKAU- im Rhythmus der Jugend der Welt

FW-Bildbericht aus der Festivalstadt

★ Inhalt

Erinnerung
Vor 10 Jahren fand in Helsinki die Konferenz für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa statt **Seite 8**

Bilder und Standpunkte
Elektronikschrott **Seite 10**

Nachrichtenmagazin **Seite 12**

Wirtschaft
15 000 sowjetische Schiffe auf Hochsee-Fischfang **Seite 16**

Dokumentation
Warum mußte Hiroshima sterben? **Seite 20**

Tourismus **Seite 24**

Geschichte
Prof. Tamara Motylowa über ihre Begegnungen mit Ludwig Renn, Joh. R. Becher, Friedrich Wolf **Seite 26**

Baustellen-geschichten (3)
Chefmontage in Odessa **Seite 28**

Literatur
Engagiert in Leipzigs „Retorte" – Erich Weinert zum 95. **Seite 30**

Film
Das preisgekrönte Werk Elem Klimows **Seite 32**

Erzählung
Anton Tschechow: „Aus den Notizen eines Jähzornigen" **Seite 34**

Humor **Seite 36**

Rätsel **Seite 38**

Kinderserie
Der Zauberer der Smaragdenstadt **Seite 40**

Russisch-Lehrgang
6. Lektion (Schluß) **Seite 41**

Leserforum **Seite 44**

Wissenschaft
Medizinische und industrielle Diagnosen mit Hilfe der Thermographie **Seite 46**

Sport
Wiederholung nach 13 Jahren: Zweimal Weltrekord an ein und demselben Tag **Seite 50**

Volksbildung
Ein Report aus der Mittelschule Nr. 5 in Peking **Seite 52**

Titelfoto:
Volkmar Billeb fotografierte in der Festivalstadt

Redaktionsschluß für dieses Heft: **29. 7. 1985**

MOSKAU- im Rhythmus der Jugend der Welt

Es berichten Volkmar Billeb (Bild), Jürgen Geitner und Dietrich Pätzold (Text)

Auf allen Kontinenten, in fast allen Ländern dieser Erde hatten sie die Monate gezählt, die Wochen, dann gar die Stunden, hatten sich gut vorbereitet und sich gefreut auf die Tage in Moskau, die nun Wirklichkeit sind. Die Straßen und Plätze hier in der Hauptstadt des Friedens, die Kulturpaläste, Theater und Sportstadien wurden von den Abgesandten der Weltjugend in Besitz genommen, wurden vor allem zu Treffpunkten der Völkerfreundschaft. Moskau, bereits Stadt der VI. Weltfestspiele, ist jetzt – 28 Jahre später – erneut Gastgeber. Das Feuer für die Festivalflamme, die sieben Tage und Nächte an den Leninbergen über der Stadt lodert, kam vom Grabmal des Unbekannten Soldaten im

Alexander-Garten an der Kreml-Mauer. Entzündet wurde sie im Leninstadion von dem Montageschlosser Pawel Ratnikow und der Tochter jenes Mannes, der als erster Mensch die Erde aus dem Weltraum gesehen hat, von Galina Gagarina, junge Aspirantin an einem Moskauer Institut. „Mein Vater war beim Anblick des blauen Planeten nicht nur von seiner einzigartigen Schönheit fasziniert", sagte sie, „sondern er brachte von seinem Kosmosflug auch den unvergleichlichen Eindruck ihrer Empfindlichkeit als winzige Lebensinsel in den Weiten des Alls mit."

Die Erde, unser aller Haus, wie wird sie ins dritte Jahrtausend kommen? In einer Ära des Friedens, des gegenseitigen Verstehens und ungestörten Fortschritts lautet die Antwort, wenn es nach dem Willen der Millionen junger Menschen aller Kontinente geht, deren Abgesandte aus über 150 Ländern und von rund hundert internationalen Organisationen sich in der Hauptstadt der Sowjetunion versammelt haben. Dies spürt man in diesen Tagen und Nächten vielleicht deutlicher denn je – ob in den Diskussionsrunden der politischen Zentren, auf den Solidaritätsmeetings, auf Konferenzen und vor allem in den persönlichen Begegnungen und Gesprächen.

Die Jugend der Welt will keine Sternenkriege und keine Kernwaffenarsenale. Sie ist einiger denn je in dem Bestreben, ihr Menschenrecht Nummer 1 – das Recht auf Leben und eine menschenwürdige Zukunft – durchzusetzen. Sie weiß sich darin unterstützt von den Ländern der sozialistischen Staatengemeinschaft, die sich mit Recht Staaten des Friedens und der Jugend nennen dürfen, und von allen fortschrittlichen Kräften der Welt.

„Die Völker werden auch nicht vergessen, daß vor 40 Jahren die Welt von der ersten Atomexplosion erschüttert wurde. Der Nachhall dieser Explosion rüttelt Gewissen und Vernunft jedes ehrlichen Menschen auf", hatte Michail Gorbatschow in seiner Ansprache (Foto oben) gesagt. „Und jeder muß sich fragen, was er getan hat, damit Kernwaffen nie mehr eingesetzt werden – weder auf der Erde noch im Weltraum –, damit sie überhaupt vollständig und für immer vernichtet werden. Jeder muß sich dies fragen und alles ihm Mögliche für unser gemeinsames Haus, den Planeten Erde, tun."

Die Jugend und die Völker aller Kontinente können gewiß sein, auch künftig in der Deutschen Demokratischen Republik einen zuverlässigen Kampfgefährten zu haben, wenn es um die Bewahrung des Friedens geht. Unser Land setzt sich dafür ein, eine weltweite Koalition der Vernunft und des Realismus zu schaffen, um die Vernichtung der Zivilisation zu verhindern und die Atomkriegsgefahr aus dem Leben der Menschheit zu verbannen.

Aus der Grußadresse Erich Honeckers an die Teilnehmer der XII. Weltfestspiele

Moskau — im Rhythmus der Jugend der Welt

COBA

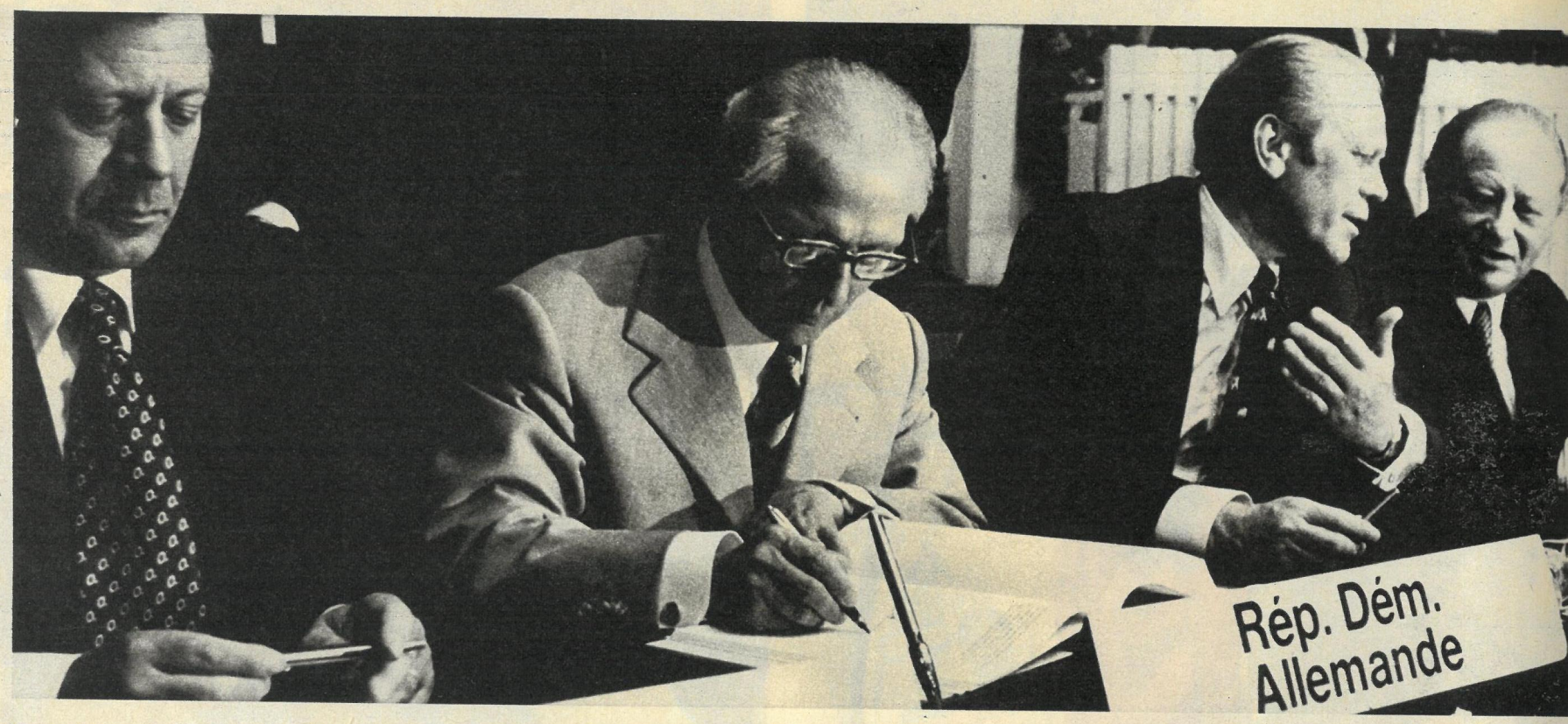
Moskau — im Rhythmus der Jugend der Welt

Eindrücke von Marion Ohlhöft, Delegierte zum Festival:

Wohin man schaut – überall auf den Straßen und Plätzen, Boulevards und Magistralen der großen sommerlichen Stadt an der Moskwa sind wir zusammen – die Jugendlichen von allen Kontinenten. Wohin man schaut, sieht man frohgestimmte, optimistische Mädchen und Jungen. Riesig ist meine Freude, bei den „XII." dabeizusein. Das war eine Überraschung, als ich erfuhr, daß ich Mitglied der offiziellen Delegation der FDJ sein würde. Aufgeregt hatte ich in Ivenack, im Kreis Malchin, da arbeite ich als Meister der Rinderzucht, meine Sachen gepackt, mich von meinem Mann Jürgen, von Jaqueline und Tobias, meinen beiden Kindern, verabschiedet.

Nun erlebe ich die Weltfestspiele, bin zum ersten Mal in Moskau. Natürlich war ich stolz darauf, zu jenen FDJ-Mitgliedern zu gehören, die beim Einmarsch ins Leninstadion unsere Republik repräsentierten. Bewegende Eindrücke und auch Kraft für meine Arbeit nehme ich mit nach Haus von unseren Treffen mit Jugendlichen aus Nikaragua, aus Grenada, aus Moçambique und aus westeuropäischen Ländern. Ich werde davon erzählen, welche Wertschätzung unser Land weltweit für seine friedlichen Leistungen genießt. Wie leicht verliert man doch hie und da im Alltag das Gefühl, Teil einer großen machtvollen Friedenskraft zu sein. Hier in Moskau arbeite ich an den Festivaltagen im thematischen Zentrum des UNO-Jahres der Jugend mit, das sich in der Komsomolhochschule befindet. Lebhaft und leidenschaftlich sind unsere Diskussionen darüber, was wir jungen Menschen tun können und müssen für die Erhaltung des Friedens, für die Verständigung und Zusammenarbeit zwischen den Völkern, wie wir mitwirken an der politischen, wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung unserer Länder. Wir reden miteinander über die dringlichsten Fragen unserer Zeit – Jugendliche mit den unterschiedlichsten Weltanschauungen und Religionen. Es gibt in Moskau in diesen Augusttagen kaum einen Platz, kaum ein öffentliches Gebäude, einen Saal oder eine Straße, wo die Jugend der Welt nicht ihre Fragen und Probleme temperamentvoll erörtert. Ebenso gibt es wohl keine Straßenecke, wo wir nicht tanzen, singen und miteinander fröhlich sind.

Zusatzfotos: E. Klöppel, ZB, TASS



Es war lange vor der feierlichen Unterzeichnung der Schlußakte, zu Beginn der multilateralen Konsultation der 35 Teilnehmerländer zur Vorbereitung der Konferenz Mitte November 1972. Auf dem Flughafen von Helsinki traf eine Gruppe von Diplomaten aus einem NATO-Land ein. Ein französischer Journalisten-Kollege erkundigte sich bei einem der Herren, mit welchen Erwartungen er zu diesen Konsultationen gekommen sei. »Mit keinen!« antwortete der und fügte mit überraschender Offenheit noch hinzu: „Wenn man diese Konferenz schon nicht verhindern kann, dann muß man wenigstens verhindern, daß dabei etwas herauskommt!“ Fragte der Korrespondent schließlich, warum der Diplomat überhaupt angereist sei. Die Antwort: „Ja, glauben Sie denn, daß es sich heute eine Regierung in Europa leisten kann, nicht an dieser Konferenz teilzunehmen?“ Damit hatte er recht. Dank der beharrlichen Friedenspolitik der sozialistischen Länder waren die Völker mobilisiert und als Folge der Veränderungen im Kräfteverhältnis, auch auf militärischem Gebiet, wuchs in führenden Kreisen vieler kapitalistischer Länder eine Einsicht, die der damalige Außenminister der USA, Henry Kissinger, so formulierte: „Wir sind zur friedlichen Koexistenz gezwungen!“

Dennoch versuchten die aggressivsten Kräfte der kapitalistischen Länder die Konferenz zu verhindern und – als das nicht mehr gelang – ihre Aufgaben zu verfälschen und sich in die inneren Angelegenheiten der sozialistischen Länder einzumischen. So vergingen noch zweieinhalb Jahre, bis schließlich die drei Kilo schwere und auf 100 Seiten mehr als 30 000 Worte umfassende Schlußakte auf dem langen Tisch der Finlandia-Halle von Helsinki lag, an dem die höchsten Repräsentanten von 33 europäischen Staaten (Albanien hatte die Teilnahme abgelehnt) sowie der USA und Kanadas Platz nahmen.

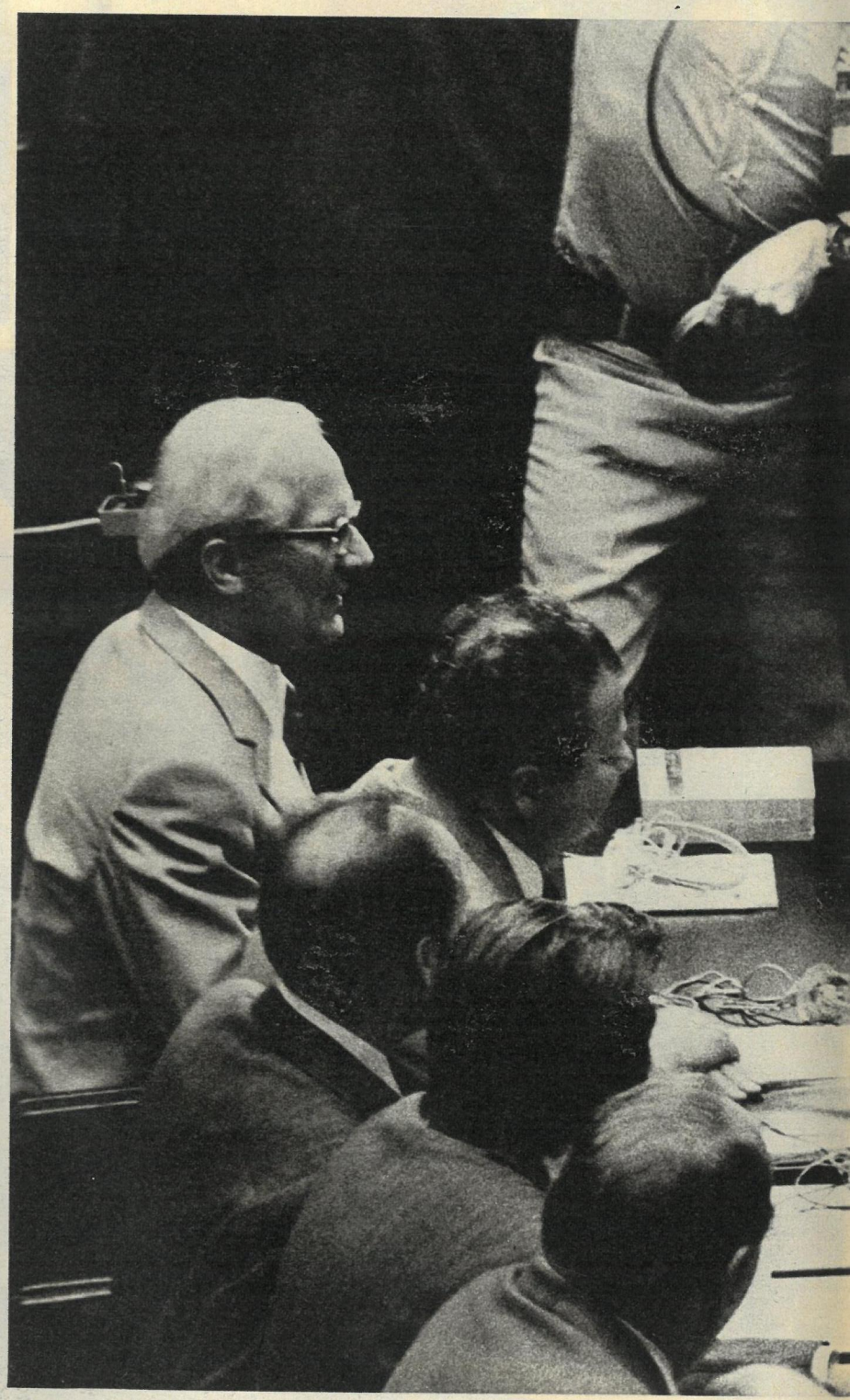
Joel Pekuri, der finnische Exekutivsekretär legte Erich Honecker als zweitem das in grünes Leder gebundene Dokument zur Unterschrift vor. Die Reihenfolge ergab sich alphabetisch aus der französischen Bezeichnung der 35 Teilnehmerstaaten. Als Blitzlichter aufflammten und sich die Fotografen und Kameraleute vor dem grünbezogenen Tisch drängten, mußte ich daran denken, daß vier Jahre zuvor, auf dem VIII. Parteitag der SED, Erich Honecker erklärt hatte: „Die DDR tritt für die baldmöglichste Einberufung einer europäischen Sicherheitskonferenz ein und ist bereit, als gleichberechtigter Partner auf ihren Erfolg hinzuwirken.“

Man spürte in dieser Nachmittagsstunde des 1. August 1975, an diesem letzten der drei Tage der dritten Phase der Konferenz: Hier in Helsinki vollzieht sich ein Ereignis von historischer Tragweite.

Seitdem sind zehn Jahre vergangen. Als jetzt Erich Honecker auf dem 10. Plenum des ZK der SED auf das Jubiläum einging, nannte er die Schlußakte „eine Art Kodex der Prinzipien der friedlichen Koexistenz.“

In der Schlußakte wurde bekanntlich die Unverletzlichkeit der Nachkriegsgrenzen und die „Pflicht der Teilnehmerstaaten, sie jetzt und in Zukunft“ zu respektieren, zur verbindlichen Verhaltensnorm erhoben.

Die DDR hat alle mit der Schlußakte gegebenen Möglichkeiten zur Festigung des Friedens und der Sicherheit sowie zur Entwicklung der wirtschaftlichen und kulturellen Zusammenarbeit in Europa genutzt und tut es weiter. Sie verwirklicht sorgsam alle Teile oder wie man in der Konferenzsprache sagte „Körbe“. Nur drei Beispiele möchte ich nennen: Erich Honecker hatte seit 1975 32 Begegnungen mit Staatsoberhäuptern oder Regierungschefs von 17 kapitalistischen KSZE-Teilnehmerstaaten; der Außenhandelsumsatz mit den kapitalistischen Industrieländern wurde seit 1975 mehr als verdoppelt, mit sol-



10 Jahre Konferenz für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa – Klaus Hemmo war damals als Korrespondent in Helsinki

Mehr als drei Tage im Sommer

chen Teilnehmerländern wie Kanada oder Österreich sogar verzehnfacht bzw. verfünffacht. Und jedes dritte in der DDR erschienene belletristische Buch ist eine Übersetzung.
Vor allem aber spricht aus der Schlußakte – und das bleibt auch meine ganz persönliche herausragende Erinnerung an das Erlebnis „Helsinki" – jener Geist, den der damalige finnische Präsident Urho Kekkonen in seiner Schlußansprache mit einem finnischen Sprichwort beschrieb: „Sei deiner selbst bewußt und werde anderen gerecht!" Es ist der Geist der sachlichen Verständigung, der gegenseitigen Achtung und der realistischen Sicht. Und so war und bleibt – gerade angesichts der neuerlich zugespitzten Kriegsgefahr – die Konferenz von Helsinki ein ermutigendes Beispiel, verstärkt sie unsere Hoffnung auf eine weltweite „Koalition der Vernunft" gegen das drohende nukleare Inferno.

Fotos: ZB/Horst Sturm

Elektronik-schrott

Bilder und Standpunkte

Foto: Volker Hohlfeld

Viele unter uns hatten ihre Pionierzeit. Ich meine in der Schule. Wie ernst nahmen wir es damals, wenn wir Altpapier sammelten! War ja auch plausibel: Nutzlose alte Zeitungen verwandeln sich in Schulhefte, Zeichenblöcke, Märchenbücher! Mit dem Älterwerden verlor sich leider bei manchem diese Einstellung zu unseren Ressourcen. Aber macht nicht allein der Begriff „Sekundär*rohstoffe*“ unsere heutige volkswirtschaftliche Sicht auf dieses Problem deutlich? Das hat Dimensionen: Gegenwärtig deckt die DDR-Industrie fast 12 Prozent ihres Rohstoffbedarfs durch Sekundärmaterialien! Geht's dabei nur um altes Eisen, um Altpapier?

Man spricht vom Elektronikzeitalter. Vor fünfzehn Jahren hätten auch die meisten Leute vom Fach über das Wort „Elektronikschrott“ gelächelt. Heute aber steht es im Schrottsortenkatalog. Denn auch elektronische Erzeugnisse verschleißen, nicht zuletzt durch den stürmischen wissenschaftlich-technischen Fortschritt. Das 10. Plenum des ZK der SED hat festgestellt, daß es jetzt darauf ankommt, neue materielle Voraussetzungen für modernste technologische Prozesse zu schaffen.

Steuersysteme oder Rechner der ersten Generationen genügen längst nicht mehr den Anforderungen. Sie arbeiten uneffektiv und müssen ersetzt werden. Aber was steckt da alles drin! Das ist inzwischen als Wertkomponente klar erkannt. Konkret: Beim Elektronikschrott geht's um Edelmetall, vornehmlich Silber, auch um Kupfer und Aluminium. Wie aber diese Materialien in den metallurgischen Prozeß zurückführen? Lange blieb das eine ungenutzte, unverwertbare, aber sehr wertvolle Reserve. Eine Zwischenlösung war die Zerlegung per Hand, um die edelmetallhaltigen Bauteile zu gewinnen. Das forderte enorm viel Arbeitskraft und Arbeitszeit, war unökonomisch. Beim VE Kombinat Metallaufbereitung wurde deshalb der Direktionsbereich Forschung und Entwicklung beauftragt, dafür ein industrielles Verfahren zu finden. Als Forschungsingenieur habe ich meinen Anteil daran. Wenn man so will: Wieder eine Pionierzeit! Am 1. Juli übergab der Forschungsbereich die Elektronikschrottaufbereitungsanlage in Hoppegarten nach erfolgreichem Nachweis der projektierten Leistung. Zehn Arbeitskräfte beschicken diese Anlage im Jahr mit Tausenden Tonnen Material. Daraus werden Nichteisen-Metallmischkonzentrate, deren Bestandteile das Mansfeldkombinat wieder für die Industrie nutzbar macht. Wer über die Preise für Silber oder Kupfer Bescheid weiß, begreift den ökonomischen Effekt. Eine im RGW-Bereich einmalige Anlage, in ihrer Größenordnung in der Welt überhaupt. Das begründet das große internationale Interesse. Sowohl das Verfahren wie die Technik: ein reines DDR-Erzeugnis! Entwickelt in enger Kooperation mit der Industrie unserer Republik.

Mit der Produktionsaufnahme scheint die Aufgabe der Forscher gelöst. Es geht aber weiter. Bei der Zerkleinerung des Schrotts entsteht Staub, der bisher gebunden und weggeworfen wurde. Auch er enthält die Rohstoffe, um die es uns geht. Sie sind metallurgisch zur Zeit noch nicht rückgewinnbar, enthalten aber mehr Kupfer als der Mansfelder Schiefer! Darum muß es gelingen, auch aus diesem Staub alles herauszuholen. Damit werde ich mich nun beschäftigen. Die Pionierzeit hört nicht auf…

Michael Mielke, Forschungsingenieur
VE Kombinat Metallaufbereitung

● Wörtlich

Konstruktiv zusammenzuarbeiten war trotz unterschiedlicher Sprachen, Kulturen und Gesellschaftssysteme möglich. Was wir damals gelernt haben, kann auch für künftige Missionen Anwendung finden.

Don Slayton, USA, Teilnehmer des gemeinsamen Raumfluges „Sojus-Apollo" vor 10 Jahren.

● Kurz berichtet

Zu einer wichtigen Kaderschmiede für die Volkswirtschaft Vietnams hat sich die in den 60er Jahren erbaute Polytechnische Hochschule in Hanoi entwickelt. Ihre Lehrkräfte – 80 Prozent besitzen ein sowjetisches Diplom – bildeten bisher über 20 000 Ingenieure aus.

Überreste eines Mastodons – einer Elefantenart aus dem Tertiär – wurden in einem Steinbruch bei Sűtto in Nordungarn entdeckt. Es handelt sich um einen Stoßzahn, einen mächtigen Backenzahn und Teile des Unterkiefers.

Ein Museum über die Geschichte der Großen Chinesischen Mauer entsteht gegenwärtig in der Nähe von Peking. In einem gut erhaltenen und teilweise restaurierten Mauerabschnitt bei Baldaling, der zu den Sehenswürdigkeiten der Hauptstadt gehört, werden vier Ausstellungshallen und ein Kinosaal eingerichtet.

Im Rahmen bewährter Zusammenarbeit haben sich sowjetische und jugoslawische Agrarwissenschaftler in den letzten Jahren gegenseitig über 200 Sorten und Hybriden von Getreidekulturen, mehrjährigen Gräsern und etwa 2000 verschiedene Samenmuster zugeliefert.

Allein in Moskau gibt es drei Kwass-Fabriken, in denen das allseits beliebte, bierähnliche, alkoholarme Getränk in großen Mengen entsteht. Es ist neben Eis an heißen Tagen besonders gefragt. Rund 10 000 Hektoliter, die dann durch durstige Moskauer Kehlen rinnen, sind keine Seltenheit.

Im Plattenwerk II in Česká Lipa wurde erstmals eine neue Technologie angewandt, die das Forschungsinstitut in Banská Bystrica entwickelte. Sie ermöglicht durch den Einsatz neuer Konstruktionssysteme vielfältige architektonische Varianten ganzer Neubaugebiete und auch einzelner Wohnungen.

Ein vollständiges Modell des Asowschen Meeres – von Wissenschaftlern aus Odessa geschaffen – ermöglicht erstmals, die wichtigsten ökologischen Prozesse dieses großen Wasserreservoirs nachzuvollziehen.

Borschtsch „nachgenutzt"

Für die Studenten des Krasnodarer Polytechnischen Institutes ist Weißensee seit langem eine Art Zauberwort, wenn es um mögliche Einsatzorte für Studentenbrigaden geht. Sie wissen, daß in diesem Berliner Stadtbezirk die Werktätigen des VEB Metallbau mit dafür sorgen, daß allen Bauarbeitern der Hauptstadt und anderer Städte der Republik der Aufenthalt auf den Arbeitsstellen so angenehm wie möglich gemacht wird. Der genannte Betrieb ist Alleinhersteller von komfortablen Unterkünften, klappbaren Versorgungseinrichtungen in Leichtbauweise, also von Küchen und Restaurants, Dusch- und Umkleideräumen, die den modernsten Ansprüchen genügen. Das hat sich in der russischen Stadt Krasnodar ebenso herumgesprochen wie die herzliche Berliner Gastfreundschaft in den Sommermonaten. „Nur die Besten von uns – in diesem Jahr sind es 15 Jungen und Mädchen – erhalten seit nunmehr drei Jahren für gute Studienleistungen, Disziplin und gesellschaftliches Engagement einen Reisepaß in die Hauptstadt der DDR. Da gibt es unter den 5600 Studenten an den neun Fakultäten unseres Institutes einen regelrechten Wettbewerb, um dabeizusein", erzählte Larissa Pawlowa (im Foto links), die

künftige Technologin der Lebensmittelindustrie, die sich in diesem Sommer unter den Glücklichen befand. Sie gilt als „alter Hase" in Sachen internationaler Studentensommer, denn bereits im vergangenen Jahr fand sie Geschmack an der gemeinsamen Arbeit mit Freunden aus dem Karl-Marx-Städter Institut für Ingenieurpädagogik in der Krasnodarer Porzellanfabrik. Nach ihrer Meinung gewinnen die Teilnehmer dieser Sommereinsätze viel an Lebenserfahrung, an Wissen über Sitten und Gebräuche und nehmen vor allem Stimmung mit nach Hause. „Natürlich sind wir auch ein wenig stolz darüber, mit unserer Arbeit in Weißensee etwas zum Werden und Wachsen Berlins beizutragen." Dies war nicht nur das verbale Bekenntnis der 15 Interbrigadisten (einer von ihnen: Soslan Bibilow, rechts neben ihm Brigadier Joachim Pietsch). Sie bekräftigten das auch bei einem Subbotnik zu Ehren Ernst Thälmanns. Ihre Aufgabe hatte darin bestanden, zusätzlich Raumzellen zu komplettieren und für die Auslieferung auf Schwerpunktbaustellen vorzubereiten. Daß dieser Elan ihnen die Achtung ihrer Berliner Arbeitskollegen einbrachte, versteht sich von selbst, und das mündete sehr schnell in neue Freundschaften. – Für Stimmung in diesen Tagen sorgte auch die Kochkünstlerin Larissa Lissenko, die plötzlich in der Kantine statt der gewohnten Gulaschsuppe einen Riesentopf schmackhaften Borschtsch auf den Tisch brachte (das Rezept wird heute schon in einigen Weißenseer Küchen „nachgenutzt"). Inzwischen befinden sich die sowjetischen Gäste auf wohlverdienter Erholungsfahrt durch unser Land. Dresden, Erfurt, Potsdam und Magdeburg stehen auf dem Programm. Sie haben mit ihrer Arbeit im VEB Metallbau geholfen, daß der Name ihres Instituts nun auch bei uns bekannt wurde. *Peter Kroh (Text und Fotos)*

„Wetterregeln" für Weltrouten

Auskünfte für FREIE WELT gab Professor Dr. Wolfgang Böhme, Direktor des Meteorologischen Dienstes der DDR

Ohne Seekarten, Seehandbücher geht kein Schiff auf die Reise. Neuerdings hört man von Wetterhandbüchern für die Seefahrt in Russisch und Deutsch. Was hat es damit auf sich?

Wie man weiß, waren Seeleute und Kapitäne, die sich „gut aufs Wetter verstanden", zu allen Zeiten vielgefragte Leute. Ihre Erfahrungen – über Jahre hinweg und auf vielen Reisen gewonnen – wurden sehr geschätzt. Um so mehr braucht die moderne Seefahrt für ihre Schiffe auf weltweiten Routen jederzeit ausgiebige und detaillierte meteorologische Informationen…

Mehrmals, bei Tag wie bei Nacht, bekommen die Kapitäne Wettermeldungen, Wetterkarten über Funk…

Das hat die Seefahrt insgesamt um sehr vieles sicherer gemacht. Doch Klima und Wetter haben bei weitem nicht nur auf die Navigation, sondern in erster Linie auch auf die Ladung erheblichen Einfluß. Zum Beispiel ergaben Analysen, daß 20 bis 25 Prozent aller Warenschäden beim Seetransport durch meteorologische Faktoren verursacht werden. Überdies ist bekannt, daß sich von den zwei bis drei Millionen Warenarten und -sorten mehr als neun Zehntel gegenüber meteorologischen Einflüssen nicht indifferent verhalten…

Doch der „himmlische Wettermacher" hat seine Launen – Wind und See bleiben unberechenbar. Oder?

Die wichtigsten Entscheidungen über Ladungsvorbereitung und Ladungsbehandlung fallen schon vor der Reise, das heißt – an Land. Allerdings erweisen sich hierfür die vorhandenen Atlanten, aus denen Angaben über die hydrometeorologischen Bedingungen auf dem Weltmeer erkannt werden können, als ungeeignet. Deshalb war es unser Anliegen, mit den Mitteln der Meteorologie für den Warentransport über See vollkommen neue Entscheidungshilfen zu geben. Und wir begannen, zunächst noch allein, dafür eine Methodik auszuarbeiten. Es lag nahe, daß wir uns bald mit unseren Partnern in der Sowjetunion verbündeten. Sie verfügen über große Erfahrung, haben Millionen Daten aus allen Ozeanen und Meeren gespeichert und nutzen hochleistungsfähige EDV-Anlagen.

Andererseits fahren die Schiffe beider Länder vielfach auf gleichen Routen. Gewiß förderte das Ihr Vorhaben?

Ja, wir kamen überein, in gemeinsamer Arbeit der Seefahrt für ausgewählte, häufig befahrene Routen EDV-gestützte Charakteristika über das mittlere mehrjährige Regime auf den jeweiligen Seewegen zu vermitteln – in Form von Daten und Karten. Nächstens wird bereits das vierte unserer meteorologischen Seeweg-Handbücher, die bei uns jeweils in Auflagen bis zu tausend Exemplaren gedruckt wurden, erscheinen…

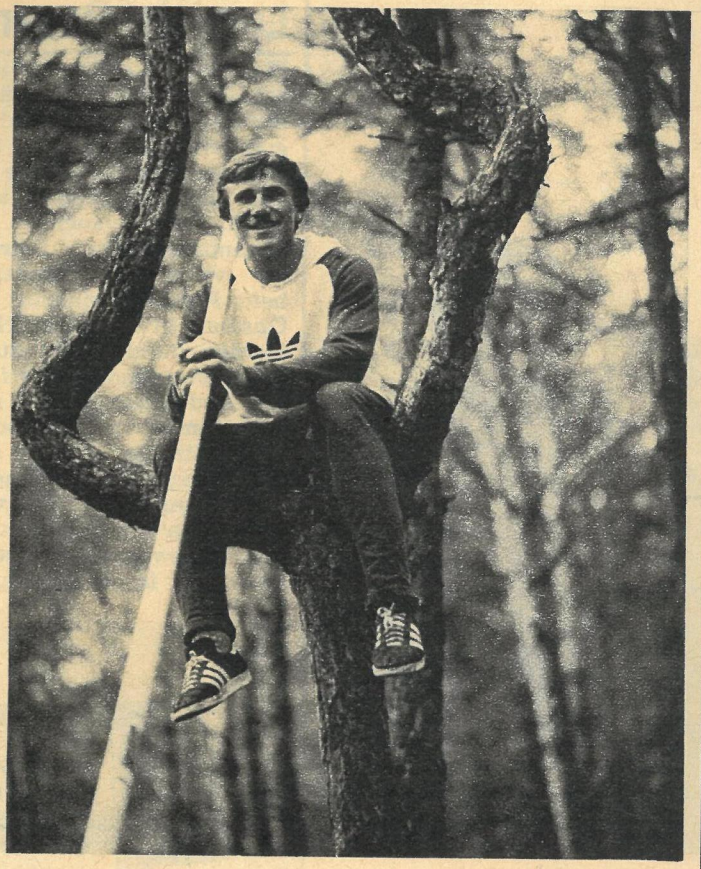
Gewissermaßen sind das „Wetterregeln" für Weltrouten! Auf welchen wissen die Seefahrer inzwischen mehr über's Wetter, das sie unterwegs voraussichtlich erwartet?

Die Seeweg-Handbücher geben, nach Monaten gegliedert, über solche hydrometeorologischen Elemente Auskunft wie Luftfeuchtigkeit, Wassertemperatur, Niederschlags- und Nebelhäufigkeit, Windgeschwindigkeiten, Bedeckungsgrad und anderes mehr. Dabei ist der Seeweg nach einzelnen Meeresregionen unterteilt, was die Aussagekraft der Daten wesentlich erhöht. Wir hatten unsere Arbeiten mit einer der Hauptrouten begonnen: Ostsee–Nordsee–Karibisches Meer (Kuba). Inzwischen sind Handbücher über die Seewege Ostsee–Nordsee–Mittelmeer–Schwarzes Meer sowie Fernost–Panamakanal hinzugekommen, und als nächstes erscheint ein Handbuch zur Route Schwarzes Meer – Mittelmeer–Indischer Ozean–Südchinesisches Meer–Japanisches Meer. Ein Streiflicht nur, wie eng und thematisch breit sich die wissenschaftlich-technische Zusammenarbeit mit unseren sowjetischen Partnern vollzieht…

Interview: Helmuth Pelzer

Wie Gott in Frankreich

Nachdem Sergej Bubka am 13. Juli 1985 im Pariser Jean-Bouin-Stadion als erster Stabhochspringer der Welt die Höhe von sechs Metern besiegt hatte, trat die internationale Presse in einen harten Konkurrenzkampf um die schönsten und treffendsten Formulierungen. Der Originalität waren keine Grenzen gesetzt. Die in Zürich erscheinende Zeitung „Sport": „Seit Samstagabend, 18.45 Uhr, fühlt sich Weltmeister Sergej Bubka wie Gott in Frankreich". Die „L'Humanité" schrieb, jetzt sei „die Bastille der sechs Meter gefallen", was als historisches Ereignis betrachtet werden könne. „Le Matin" verwandte die Schlagzeile „Bubka überflog Paris" und



stellte dem jungen Himmelsstürmer aus Donezk das Prädikat aus, „einer der größten Sportler seiner Generation" zu sein. Trainer Viktor Jagodin schrieb in der „Iswestija" von einem Sprung, „der der Zeit vorausgeeilt ist" und zitiert den sowjetischen Wissenschaftler Dr. Leonid Chomenkow, der in einem Buch den ersten Sechsmetersprung für das Jahr 1990 prognostizierte. Die „Liberation" verglich Bubka gar mit Juri Gagarin – er habe seinen Stab ebenso „in Richtung Sterne gepflanzt" wie dieser Wissenschaft und Technik. Dabei drängt sich der Satz auf, mit dem Bubka selbst einmal seine Zunft beschrieb: „Wir sind, wenn Sie so wollen, die Kosmonauten der Leichtathletik, denn keiner springt höher als wir." Indes wäre es ein großer Irrtum anzunehmen, jetzt würde wieder Ruhe einkehren, der „Traum der Träume" sei mit Bubkas Sprung ausgeträumt und damit basta. Vielmehr ist postwendend die Frage gekommen: Und wie geht's weiter? Es ist schon weitergegangen! In der Woche nach Paris attackierte Bubka in Nizza (Sieg mit 5,95 m, der zweitbesten Leistung aller Zeiten) die 6,01 m und in London (5,80 m) sogar die 6,02 m. Das hat außer ihm noch keiner gewagt. „Ich glaube", sagt er, „daß 6,30 Meter noch geradeso zu schaffen sind. Eine größere Höhe kann ich mir derzeit nicht vorstellen. Es sei denn, es gibt eine weitere Veränderung des Materials." Wodurch aber soll das gegenwärtige und schon jahrealte Material aus einer Mixtur von Glasseide und Kunstharzen ersetzt werden? Es müßten Stoffe sein, die das Gewicht des Stabes senken, seine Festigkeit erhöhen und eine andere, neue Elastizität besitzen. In Paris wollen sachkundige Beobachter gesehen haben, daß Bubka trotz herkömmlichen Stabes eine Griffhöhe von 5,20 bis 5,30 m wagte. Wer, ohne zu übertreiben, von einer Überhöhung über dem Griff um einen Meter ausgeht, kommt tatsächlich auf 6,20 bis 6,30 m. Bubka greift also nicht nur nach den Sternen, er weiß auch, was möglich ist oder nicht: „Die sieben Meter sind eine Illusion…"

H. R. Vollbrecht

Hochsaison für Expeditionen

Der Sommer, bekanntlich kurz in Hochgebirgen, Taiga und Tundra – und kürzer noch in den hohen Breiten –, ist alljährlich Hochsaison für Expeditionen vieler Wissenschaftszweige der UdSSR. Mit schwerem Gepäck schwärmen die Experten – „Zugvögel" der Forschung – aus, um gute wissenschaftliche Ernte einzubringen. So begaben sich Paläontologen, die nach Spuren von Lebewesen früher Erdzeitalter fahnden, wiederum hoch nach Norden in die Gegend der Sibirischen Platte, wo sie bereits zuvor viele aufschlußreiche Überreste von Wirbellosen und Wirbeltieren der Urzeit entdeckten. Eine andere Gruppe von ihnen setzt gemeinsam mit mongolischen Fachkollegen in der Wüste Gobi jene Expedition fort, die spektakuläre Funde erbrachte. Gleich mit zehn Forschertrupps sind Wissenschaftler, deren Aufmerksamkeit vorzugsweise den heimischen Heilpflanzen gilt, aufgebrochen, um unter anderem in Transbaikalien sowie Mittelasien die Vorräte von Alpensüßklee und Meerträubchengewächsen – Naturstoffen für ein Antiviruspräparat sowie das bekannte gefäßerweiternde Mittel Ephedrin – zu erkunden. Philologen begaben sich ins Archangelsk-Gebiet, wollen einem Dialekt-Wörterbuch, das mittlerweile schon 130 000 Wörter umfaßt, weitere Spracheigenheiten hinzufügen. Ethnologen widmen sich in der Polessje-Gegend – einer der ältesten Regionen slawischer Kultur – bewahrten Legenden, Volkstrachten und Zeugnissen alten Volksglaubens. Allesamt sind sie, begleitet von Forschungsstudenten, wieder zu Tausenden unterwegs. Meeresgeologen stachen mit ihrem neuen Forschungsschiff „Akademik Nikolai Strachow" in See, spüren im Atlantik verschiedenen Fragen zur Gesteins- und Ablagerungskunde des Weltozeans nach. Gerontologen fuhren in Bergdörfer Aserbaidshans, um die Ursachen der Langlebigkeit weiter aufzuhellen. Vielversprechend ist auch jene archäologische Expedition, deren Ziel es ist, die im Kursker Gebiet liegende Ansiedlung „Awdejewskaja" aus dem Paläolithikum weiter zu erforschen. Ihnen allen aber waren schon im Frühjahr mehrere hundert Geologen-Teams vorausgeeilt…

Boris Pankow

Referenz an Tatjana

Die roten Sterne auf den Turmspitzen des Kreml saugen sich zum Bersten voll mit Licht. Goldkuppeln jonglieren mit Sonnenstrahlen. Wie an jedem Tag Scharen von Besuchern zwischen Zarenpalästen, Kathedralen und anderen Sehenswürdigkeiten Moskaus. Mitten im Gewühl eine zierliche Frau. Sie steht da wie ein Fels in der Brandung. Wenn sie den Arm hochreckt, drängt sich im Handumdrehen eine Gruppe um sie: Teilnehmer des Freundschaftszuges der Energiearbeiter aus der DDR (siehe „Tage unter Spannung", FW 13/85). Tatjana Topilina ist Stadtführerin bei INTOURIST. Mit warmer Altstimme und dem weichen Akzent einer Russin erklärt sie geduldig Geschichte, Architektur und Aufwand zur Pflege all dessen, was zu beschauen ist. Eine Stunde zuvor führte sie in der Metrostation Majakowskaja einen mutigen Kampf gegen das Dröhnen der Züge, die im 35-Sekunden-Rhythmus der Hauptverkehrszeit einrollten. Genau hinzuhören lohnte sich: Das quicklebendige Persönchen wußte soviel Persönliches, eben Unverwechselbares, zu berichten. Besonders beeindruckt war die Reisegruppe, wenn sie sich allmorgendlich sowohl als Nachrichtenredakteur wie als Sprecherin bewährte, wenn sie über neueste Tagesereignisse informierte. Was steckt eigentlich hinter dem Wort INTOURIST, das sich für Reisende aus aller Herren Länder in der UdSSR vor allem durch solche Mitarbeiter wie Tatjana personifiziert? Die Geburtsstunde des sowjetischen Unternehmens für Auslandstourismus schlug am 11. April 1929. Inzwischen beginnen jedes Jahr etwa 2000 Absolventen von Hoch-, Fach- oder Berufsschulen bei INTOURIST in einer von ungefähr 60 Berufsrichtungen ihr' Arbeitsleben. – 1955, nach der Unterzeichnung des Staatsvertrages UdSSR–DDR, fand der erste Touristenaustausch zwischen unseren Ländern statt. Die Zahl der Reisenden, die sich in jenem Jahr in Richtung Moskau aufmachten, ist genau überliefert: 1781. Komplizierter wird es mit den Angaben für die Gegenwart. Wegen der Dimensionen. Allein in diesem Jahr entschieden sich etwa 400 000 DDR-Bürger für das Reiseland UdSSR; INTOURIST bietet ihnen 120 verschiedene Reiseprogramme in alle 15 Unionsrepubliken an. 48 000 von ihnen fuhren anläßlich des 40. Jahrestages der Befreiung mit einem von 115 Freundschaftszügen in die Sowjetunion. Organisator, eigentlich gleichzusetzen mit Gastgeber: INTOURIST. Wir nennen Tatjana und meinen alle seine Mitarbeiter. Gewiß im Namen sehr vieler DDR-Bürger.

Klaus Hurrelmann

Wissenschaft im Land der Rosen

Wo Pflanzen auf noch nicht alltägliche Weise – in Nährlösung – vermehrt werden, gehören Mundschutz, Seziermesser und Pinzette zu den unentbehrlichen Utensilien. Das ist auch so im neuentstandenen Betrieb für virenfreies Pflanzgut beim Forschungsinstitut für Obstbau in Plowdiw. Hier werden durch Verbindung zukunftweisender Verfahren und Technologien mit herkömmlichen Methoden grundsätzliche Fragen des Obstanbaus gelöst: schnelle Einführung neuer, wertvoller Sorten und Produktion von hochwertigem Pflanzgut, das in Menge und Struktur dem Bedarf des Landes entspricht.

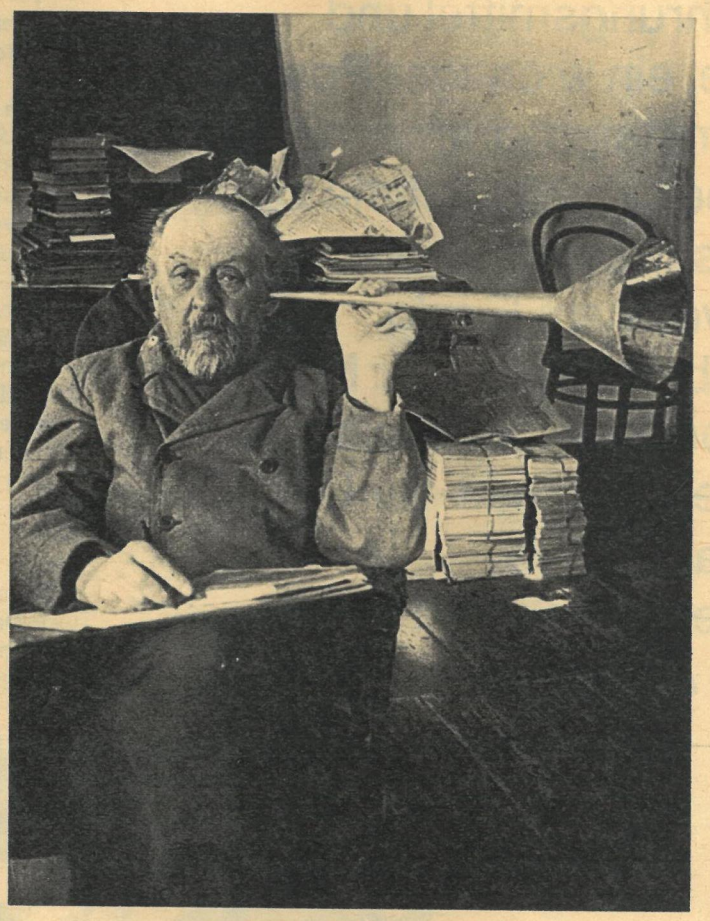
Das ist Ewgeni Djukendshiew, Direktor des Forschungslabors für Probleme der Bionik bei der Bulgarischen Akademie der Wissenschaften. Er beschäftigt sich mit anthromorpher Robotertechnik, hat auf dem Gebiet der Robotermechanik mehrere Erfindungen gemacht und demonstriert auf unserem Foto eine von ihm entwickelte bioelektrisch gesteuerte Handprothese, die in zweierlei Hinsicht bemerkenswert ist: zuverlässig in der Funktion und billig in der Herstellung.

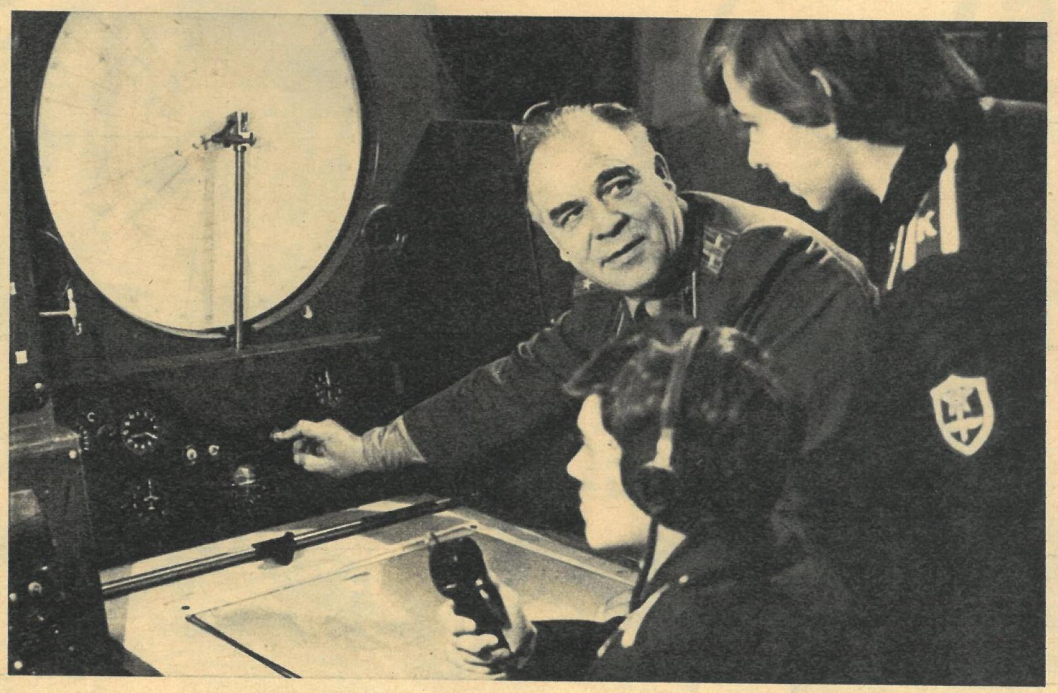
Im Zentrallabor für Raumforschung in Sofia wurden Geräte zum Fotografieren der Rückstrahlcharakteristik verschiedener Naturgebilde im sichtbaren und im infraroten Spektralbereich entwickelt. Sie zeichnen sich durch Schnelligkeit und Genauigkeit aus und können zu Lande, in Flugzeugen oder in Satelliten eingesetzt werden.

Landung vor 125 Jahren

Es war ein schwüler Tag, der 2. Juli 1860, als das Schiff „Mantschshur“ den Fähnrich Komarow mit seinen 40 Soldaten an Land setzte. Und vielleicht waren sie es auch, die der herrlichen, von Wald und Bergen umsäumten Bucht den schönen Namen Goldenes Horn gaben. Den kleinen Militärposten jedenfalls, den sie hier anlegten, nannten sie Wladiwostok – Beherrscher des Ostens. Er hatte mit seiner Bucht und den vorgelagerten Inseln günstige Voraussetzungen nicht nur als Flottenstützpunkt, sondern auch als künftiger Handelshafen. China, Japan und Korea waren unmittelbar benachbart, die Ostküste der USA von hier leicht erreichbar, und nachdem am 24. April 1880 das Schiff „Moskwa“ aus Odessa im Hafen festgemacht hatte, gab es schließlich auch die Verbindung nach Europa. Im selben Jahr erhielt Wladiwostok mit seinen 7300 Einwohnern das Stadtrecht und entwickelte sich zunehmend zur wichtigsten Hafenstadt im Fernen Osten Rußlands. Aber Moskau war weit. Und selbst mit der Eisenbahn, die seit 1903 die Stadt mit der Metropole verband, brauchte der Reisende damals drei Wochen (heute genügen für die über 9000 Kilometer per Flugzeug 8,5 Stunden). Kein Wunder, daß sich vorwiegend ausländische Händler und Reeder ansiedelten. Wladiwostok erlebte in den Jahren der Revolution von 1905 bis 1907 drei große gesellschaftliche Stürme. Aber erst im Zuge der Oktoberrevolution und anschließend in den blutigen Kämpfen gegen japanische, amerikanische und englische Interventen konnte das Volk endgültig die Macht in der Stadt gewinnen. Seither wurde Wladiwostok zur echten Metropole des Fernen Ostens der Sowjetunion. Hier liegt die größte Handels- und Fischfangflotte der UdSSR, gibt es neben der Universität und mehreren Hochschulen seit 15 Jahren eine Filiale der Akademie der Wissenschaften… Heute wohnen fast 600 000 Menschen in der Stadt, die einst Fridtjof Nansen an Neapel erinnerte: „Zwar fehlt der Vesuv im Hintergrund, dafür hat sie jedoch einen großartigen Hafen und herrliche Inseln und bietet einen wunderbaren Anblick wie ihn wohl keine andere Stadt der Welt aufzuweisen hat.“

Hajo Obuchoff





Ein offenes Ohr

Als er vor achtzig Jahren seine Formeln niederschrieb, die Welten bewegen sollten, fand er kein offenes Ohr. Konstantin Ziolkowski wurde mitleidig belächelt. Obwohl schon als junger Mann durch eine Krankheit schwerhörig geworden, hatte er mehr mit der Taubheit der herrschenden Verhältnisse in Rußland zu tun als mit den eigenen Verständigungsschwierigkeiten. Und resignierend bekannte er, daß der selbstgebaute, von ihm als Hörrohr benutzte Metalltrichter die einzige seiner Erfindungen sei, die ihren Zweck erfülle (Foto oben). Der Mann, der mit seinen Fundamentalgleichungen das Tor zu den Sternen aufstieß, fand erst zwanzig Jahre später, als die Oktoberrevolution eine Wende in den Verhältnissen und in den Gedanken bewirkt hatte, das offene Ohr der Sowjetmacht und der Partei der Bolschewiki. Ziolkowskis Lehre vom Flug ins All gehört heute längst zum Elementarwissen für das Abschlußexamen, das bisher über einhundert Piloten, Konstrukteure und Wissenschaftler – darunter mehrere Frauen – im Sternenstädtchen ablegten, um Berufskosmonauten zu werden. Ziolkowskis Lehre aber fasziniert nicht nur jene kleine Schicht professioneller Raumfahrer, sondern zieht viele in ihren Bann, vor allem junge Leute. Nicht nur Oberschüler in Kaluga, der Heimatstadt Ziolkowskis, gründeten einen Kosmonautenklub. Überall in der UdSSR sind die Formeln des „Vaters der Raumfahrt“ bekannt, und überall finden sich interessierte Schüler und Studenten zusammen. Die Priorität dabei allerdings hat Kaluga behalten. Dort in der Ziolkowski-Schule, in der die Enkelin des großen Gelehrten unterrichtet, hat man zuerst mit einer umfassenden Ausbildung begonnen (Foto unten). Aber nicht nur in der Stadt, in der einst der Traum von kosmischen Reisen begann, träumen Mädchen und Jungen davon, einmal als Raumflugkandidaten ihres Landes auserwählt zu werden. Zehntausende sind es. Sie haben einen wachen Verstand für Ziolkowskis Formeln. Deshalb wissen sie auch, daß es für die meisten von ihnen ein Wunsch bleiben wird. Die Chancen, Nachfolger der ersten Hundert zu werden, stehen eins zu tausend. Doch die Chancen stehen eins zu hundert, Kosmonautik im weitesten und umfassenden Sinne als realistisches Berufsziel nicht aus dem Auge zu verlieren. So wie der junge Sowjetstaat ein offenes Ohr für die Ideen Ziolkowskis hatte, haben Partei und Regierung Verständnis für die Wünsche der Zehntausende, die sich in den Kosmonauten-Zirkeln sinnvoll beschäftigen. Sie finden es selbstverständlich, daß sie ein offenes Ohr finden. Schließlich warten eine sich ausdehnende Raumfahrtindustrie und die kosmischen Disziplinen von Ingenieurkunst, Biologie, Physik, Astronomie oder Medizin auf Nachwuchskräfte.

Karl-Heinz Eyermann

● Erfahrenes

Ich komme gern in die DDR, weil das Publikum durch Traditionen geprägt ist, weil der große Konzertsaal des Berliner Schauspielhauses einen wundervollen Einklang von Schönheit und Akustik bildet, und weil man mir stets mit menschlicher Wärme entgegentritt.

Viktor Tretjakow, Violinsolist und Dirigent

● Am Rande

Der Bürger Groschew aus Saransk war zufälliger Augenzeuge des Kampfes zwischen zwei Krähen und einem Hasen. Auf offenem Feld stürzten sich die gefiederten Räuber auf das Langohr, dem nichts weiter übrigblieb, als den ungleichen Kampf aufzunehmen. Es warf sich auf den Rücken und strampelte mit den Hinterläufen, so daß eine der Krähen in die „Mühle“ geriet und mächtig Federn lassen mußte. Die zweite zog krächzend davon.

● Splitter

Der Konditor Arpad Sipos baute kürzlich im ungarischen Debrecen innerhalb von fünf Tagen ein 3,5 Meter hohes Honigkuchenhaus. Als „Baumaterial“ verwendete er u. a. rund 800 Eier und 4 Kilo Schokolade.

„Sako6“ nennt sich eine neuentwickelte jugoslawische Anti-Hagel-Rakete. Mit diesem modernen Typ kann nunmehr eine landwirtschaftliche Nutzfläche von 14 Millionen Hektar vor Hagelschlag geschützt werden.

In Sofia wurden Unterwasser-Roboter projektiert, die mit Bildschirm, Scheinwerfer, autonomem Antrieb, Akkumulator und einem Ballastsystem ausgestattet sind. Sie werden vorgesehene Positionen in großer Tiefe zuverlässig bestimmen können.

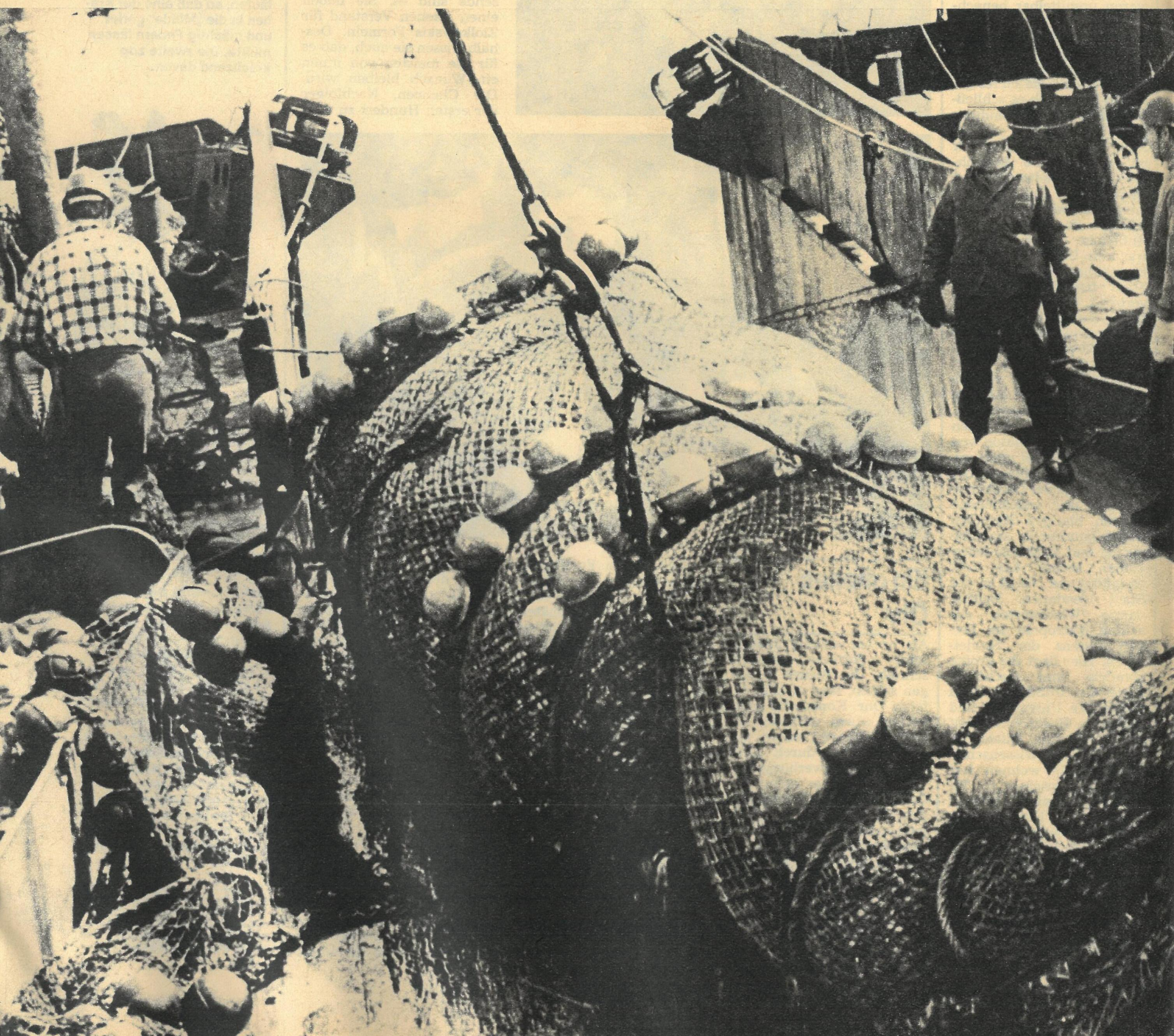
Redaktion: Horst Goldschmidt; Fotos: C. Köster, W. Sofronow, D. Christel, Sofia-Press/W. Janew, I. Dimowa, W. Juskesseliew, TASS/J. Nabatow, FW-Archiv; Vignette: D. Schüler

Wladimir Kamenzew, Minister für Fischereiwirtschaft der UdSSR, beim FREIE WELT-Interview.

Fisch — Nahrungsmittel und Delikatesse, ein wichtiger Posten im Lebensmittelprogramm der UdSSR. Über 15 000 Schiffe zählt die sowjetische Fischereiflotte. Mit welchem Erfolg sie den „Silberschatz" der Meere birgt, darüber gab der Minister für Fischereiwirtschaft der UdSSR, Wladimir Kamenzew, FW-Mitarbeiter Helmuth Pelzer ausführlich Auskunft.

– Vor den eigenen Küsten und weit entfernt in den Ozeanen werfen die sowjetischen Fischer ihre Netze aus. Mit welchen Schiffen fahren sie hinaus, um vom marinen „Silberschatz" volle Hols zu bergen?

Die sowjetische Fischereiflotte ist praktisch in allen Fanggebieten der Weltmeere im Einsatz – und natürlich in den Küsten- und Binnengewässern der UdSSR. Sie verfügt über Schiffe für die unterschiedlichsten Einsatzzwecke. Das reicht von kleinen Fischereikuttern mit wenigen PS bis zu riesigen schwimmenden Fischereiverarbeitungsfabriken mit Antriebsleistungen von 26 000 PS. Wie bekannt, hat sich durch die veränderten Bedingungen in der Weltfischerei die Fangplatzgeographie beträchtlich erweitert. Daher war und ist es erforderlich, in zunehmendem Maße großtonnagige Fänger- und Verarbei-



Die Punkte auf der Karte deuten die Hauptfanggebiete der sowjetischen Fischereiflotte an.

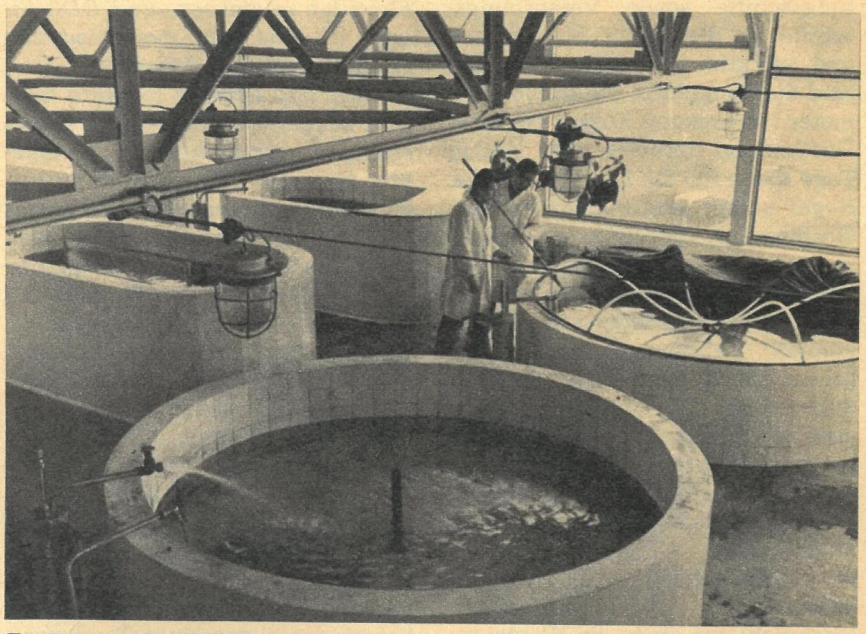
tungsschiffe sowie Versorgungsschiffe in die Flotte einzuführen und effektiv zu nutzen. Vielfach sind die Fangplätze Tausende Kilometer von unseren Küsten entfernt. Das bedingt mitunter volle vierzig Tage allein für die Hinfahrt. In der Regel laufen ganze Flottillen aus: Großtrawler, die bis in zwei Kilometer Meerestiefe fangen, den Fang an Bord verarbeiten und in ihren Tiefkühlladeräumen lagern können; Fabrikmutterschiffe, die bis zu 500 Tonnen Fisch am Tag verarbeiten. Die Schiffe bleiben zwei Jahre lang auf See, ihre Besatzungen werden per Flugzeug ausgetauscht. Kühl- und Transportschiffe bringen Lebensmittel, Trinkwasser, Treibstoff, Verpackungsmaterial, übernehmen Gefrierfisch, Konserven und Fischmehl, um sie in die Heimat zu transportieren.

– *Sie sprachen davon, daß ganze Flottillen ausfahren, und DDR-Fischer – die auf verschiedenen Fangplätzen mit dabei sind – erzählen, daß oftmals mehrere hundert sowjetische Schiffe in einem einzigen, weiträumigen Fanggebiet kreuzen. Wie groß ist eigentlich das schwimmende Potential der UdSSR-Fischerei? Und in welchem Umfang helfen moderne Mittel und Methoden den Fischern bei Fischsuche, Fang und Navigation?*

Unsere Flotte zählt gegenwärtig über 15 000 Fangschiffe, darunter mehr als 2000 Großfahrzeuge. Sie ist somit die größte und zweifellos auch bestausgerüstete Fischereiflotte der Welt. Ihr quantitatives Wachstum wird ständig von einer qualitativen Vervollkommnung begleitet. Dabei entspricht das technische Ausrüstungsniveau der Schiffe den allgemeinen Tendenzen in der internationalen Fischerei. Jahr um Jahr erhält die Fangflotte

Fischjäger und -heger

FREIE WELT EXKLUSIV



Testbecken in Vilnius: Warmwasser-Experimente für die Fischaufzucht.

neue Geräte zur Fangkontrolle, beispielsweise Kabel- oder kabellose Netzsonden, Sonden zur Füllkontrolle des Achtergeschirrs, also des Netzsteerts, in dem sich die Fische letztlich fangen. Mittlerweile ist nahezu die gesamte Flotte der Großschiffe mit Instrumenten zur Satelliten-Navigation ausgestattet, sowohl aus ausländischer als auch aus eigener Produktion. In erster Linie werden die großen, modernen Trawler, die die Basis unserer Fangflotte bilden, die Forschungs- und Expeditionsschiffe, Kühl- und Transportschiffe und schwimmenden Verarbeitungsschiffe mit diesen Navigationsinstrumenten ausgerüstet. Eine andere Aufgabe ist die Konstruktion der Fanggeräte. Unsere Wissenschaftler und Techniker arbeiten vereint daran, sie fortwährend zu verbessern. Das zeigt sich vor allem in der Erhöhung der Fängigkeit, unter anderem durch die Vergrößerung der Abmessungen des sogenannten Schleppnetzmundes, was entscheidend dazu beiträgt, daß die Fische beim Fang nicht seitwärts entfliehen können...

– Hoch vom arktischen Nordmeer bis runter zu den Küsten antarktischer Breiten, fern in der Labradorsee bis hin zum Beringmeer operieren die sowjetischen Fischer. Wo aber liegen ihre hauptsächlichen heimatlichen „Stützpunkte", und wie sind die Küsten- und Binnenfischer in das System der UdSSR-Fischwirtschaft einbezogen?

Zu unserem Ministerium gehören fünf Allunionsvereinigungen (etwa vergleichbar mit Kombinaten in der DDR – d. R.), die nach dem territorialen Prinzip gegliedert sind: „Dalryba" für die fernöstlichen Seegebiete; „Sapryba" für westlich von uns gelegene Meeresregionen, eingeschlossen den mittleren und südlichen Atlantik; „Sewryba" für das atlantische Nordbecken; „Astscheryba" für das Becken des Asowschen und des Schwarzen Meeres sowie „Kaspryba" für das Kaspische Meer. Sie leiten selbständig die ihnen untergeordneten Produktionsvereinigungen. Diese wiederum sichern Einsatz und Auslastung der Fangflotte sowie der Fischverarbeitungsbetriebe, der Verpackungs- und Schiffsreparaturbetriebe, der Konstruktions- und Projektierungsorganisationen sowie der mittleren Bildungseinrichtungen. Für die Lenkung der Flottillen unmittelbar auf den Fangplätzen wurden Fangleitungen geschaffen, die die Arbeit der im Flottillenverband arbeitenden Fangschiffe, der schwimmenden Verarbeitungsbasen und der Versorgungsschiffe operativ leiten. In der Küsten- und Binnenfischerei sind die dem Fischereikolchos angehörenden Fischer in das System der Kolchosfischerei eingeordnet, wobei die staatliche Leitung durch unser Ministerium über die Fischereikolchosverbände realisiert wird.

– Seit die Küstenstaaten infolge des neuen Seerechts ihre Wirtschaftszonen nach dem 200-Seemeilen- bzw. Mittellinien-Prinzip ausdehnen, war weltweit zu beobachten, daß die Länder mit ausgeprägter Fernfischerei erhebliche Fangeinbußen hinnehmen mußten – auch die UdSSR. Die sowjetischen Fischer haben den Rückgang nicht nur gestoppt, sondern erzielen neuerlich ansehnliche Fänge und stehen weiterhin mit an der Spitze. Wodurch wurde das erreicht?

Es ist an dem, die völkerrechtlichen Bedingungen des Fischfangs haben sich vollständig gewandelt. Die Küstenstaaten haben ihre Wirtschaftszonen eingeführt, in denen jetzt nur noch mit Genehmigung des betreffenden Landes gefischt werden darf. Rund neun Zehntel des Weltfangertrages sind auf diese Zonen über den Kontinentalschelfs konzentriert. Wir haben uns der neuen Situation angepaßt, fangen heute wieder rund zehn Millionen Tonnen Fisch und andere Meeresprodukte. Zahlenmäßig etwas mehr als wir landen die japanischen Fischer an, doch vor allem bei solchen Produkten wie Seetang und Weichtiere, die bekanntlich in Japan beliebte Nahrungsmittel sind. Mit jeweils weniger als der Hälfte unseres Fangertrages folgen die Fischereien der Volksrepublik China und der USA, wobei sich bei beiden eine rückläufige Tendenz zeigt. Ohne internationale Abkommen kommt man natürlich nicht aus! Allerdings möchte ich noch einen anderen Gesichtspunkt erwähnen: Denn in unseren Wirtschaftszonen der fernöstlichen und nördlichen Meere, das heißt im Japanischen und Ochotskischen Meer, im Beringmeer und der Barentssee sind wir nun die uneingeschränkten Nutznießer. Gleichzeitig haben wir mit mehr als vierzig Staaten Abkommen geschlossen. Gemeinsam wird nach wissenschaftlichen Kriterien ermittelt, wieviel ohne Beeinträchtigung der Bestände gefangen werden kann, außerdem Fangquoten, Fangzeiten und Fanggeräte miteinander vereinbart. Mit Japan und Norwegen haben wir eine besondere bilaterale Abmachung getroffen – ihre Fischer dürfen in unserer Wirtschaftszone fangen, was durch den Fischfang sowjetischer Schiffe in ihren Gewässern ausgeglichen wird, und zwar beim Fang gleicher Arten: Kabeljau und Rotbarsch im Nordmeer, Sardinen, Makrelen und Sairen im Japanischen und Ochotskischen Meer...

Aus der Fahrenszeit des Ministers

Schon als Junge hatte er sich, Sohn eines Moskauer Arztehepaares, gleich vielen Jungen seines Alters „ohne zu schwanken fürs Meer entschieden". Krieg! Und vorbei schienen die Träume, Seemann zu werden. Doch dem Vierzehnjährigen glückt es, 1942 auf dem kleinen Flußdampfer „Grashdanka" anzuheuern – als Heizer. Über den Moskwa-Wolga-Kanal führen seine ersten Reisen, aber bald schon wolgaabwärts – nach Stalingrad. Die „Grashdanka", zum Lazarettschiff umgebaut, rettet Verwundete aus der heißumkämpften Stadt und der umliegenden Kampfzone... Wolodja Kamenzew wird zur Hochschule der Fischerei delegiert, absolviert die Mechanische Fakultät, fährt danach – im Nordmeer eingesetzt – als Maschinist, Mechaniker, Technischer Offizier auf verschiedenen Schiffen der Fischerei. Nach jahrelangem Leben auf See arbeitet er als Konstrukteur, danach als Hauptingenieur einer Reparaturwerft, wird Leiter der Verwaltung für Fischereiindustrie, stellvertretender Vorsitzender des Staatlichen Komitees für Fischereiwirtschaft und, nach der Umwandlung des Komitees zum Ministerium, Erster Stellvertreter des Ministers. Seit 1979 steht Wladimir Kamenzew als Minister an der Spitze dieses Industriezweiges.

– Die sowjetische Fischereiflotte ist für die Schiffbauindustrien einer Reihe von Ländern – auch der DDR – ein geschätzter Auftraggeber und verläßlicher Partner. Mit welchen Werften arbeitet die UdSSR-Fischereiwirtschaft besonders eng zusammen, welche Schiffbauer leisten beständig ihren Beitrag zur modernen Ausrüstung der UdSSR-Flotte?

Von Jahr zu Jahr wächst die Produktion der sowjetischen Schiffbaubetriebe. Die Werften liefern uns Fang- und Verarbeitungsschiffe, Kühl- und Transportschiffe sowie Schiffe der Hilfs- und Technischen Flotte. Momentan gilt das besondere Augenmerk dem Bau von Schiffen kleiner Tonnage und geringer Abmessung, um den Fischfang in den Küstengebieten der Meere und auf den Binnengewässern zu verstärken. Was unsere ausländischen Partner angeht, so ist zu sagen: Bedeutende Hilfe leisten den sowjetischen Fischern jene Werften der DDR, die traditionelle Schiffslieferanten für unsere Fischereiflotte sind.Wenn die DDR-Schiffbauer einst mit der Lieferung kleintonnagiger Fischfänger begonnen haben, so bauen sie heute die modernsten Schiffe. Allein von den Fang-, Gefrier- und Verarbeitungsschiffen „Atlantik" und „Atlantik-Supertrawler" erhielten wir 316 Schiffe. Fügt man hier die rund 70 Gefriertrawler-Seiner vom „Orljonok"-Typ und die annähernd 40 großtonnagigen Kühl- und Transportschiffe hinzu, so läßt sich der Beitrag der DDR-Werften zur Entwicklung der Fischproduktion unseres Landes unschwer ermessen. Neben der DDR gehören die Werften der Volksrepublik Polen zu den Hauptlieferanten von Schiffen für unsere Flotte, und zwar mit einer breiten Palette von Schiffstypen. Einzelne Aufträge unsererseits haben in den letzten Jahren auch Werften Jugoslawiens, Bulgariens, der ČSSR und Finnlands realisiert. Auf Werften anderer Länder wird die Modernisierung einzelner Schiffe durchgeführt.

– Die Natur hat den sowjetischen Fischern günstige Bedingungen für den Fischfang in den Binnengewässern – Flüssen, Seen und Teichen – gegeben. Der Anteil der Binnenfischerei am Gesamtfang – vor kurzem mit rund einer Million Tonnen angegeben – ist bedeutsam. Welche Reserven und welche Perspektiven gibt es auf diesem Gebiet?

Sicher, unser Land verfügt über einen großen Fonds von Süßwasserbecken, die fischwirtschaftlich genutzt werden. Um die Reproduktion der Fischbestände zu gewährleisten, wird der gewerbliche Fang in strenger Übereinstimmung mit wissenschaftlichen Empfehlungen betrieben. Nach Meinung der Wissenschaftler gibt es zur Zeit keine wesentlichen Reserven zur Steigerung der Fangergebnisse in den Binnengewässern. Mehr noch, um

auch unter den Bedingungen der komplexen Nutzung der Wasserressourcen die Fischbestände auf stabiler Höhe zu halten, müssen wir umfangreiche Arbeiten zur künstlichen Fischaufzucht und zur fischwirtschaftlichen Melioration der Gewässer durchführen. Hauptquelle guter Fangergebnisse bei Süßwasserfischen war in den letzten zwanzig Jahren die gezielte Fischaufzucht. Ihr verdanken es die Fischzuchtwirtschaften, daß sie ihre Produktion fast auf das Vierfache erhöhen konnten. Die effektivste Form dabei ist natürlich die Teichwirtschaft; 1984 erzielten wir dort rund 240 000 Tonnen Ertrag. In den nächsten Jahren soll diese Leistung auf 400 000 bis 450 000 Tonnen gesteigert werden…

– Den Hochseefischern sagt man gelegentlich nach, sie hielten auf dem Meer „Ernte" – ohne zu „säen". Selbst der Ozean hat mitunter große Mühe, seine Ressourcen im erwünschten Maße zu reproduzieren. Schon durch eine Reihe von Jahren werden in der Sowjetunion umfassende, langfristige Programme zur Erhaltung und Mehrung bestimmter Fischarten verwirklicht. Welche Ergebnisse hat das gebracht?

Die Sowjetunion unternimmt erhebliche Anstrengungen zur Regeneration und zum Erhalt der Bioressourcen der Weltmeere. Fast die Hälfte der bei uns Fischaufzucht betreibenden Betriebe arbeitet für das offene Meer. Sie ziehen pro Jahr mehr als 100 Millionen Jungfische der Störartigen wie Hausen, Stör, Sternhausen, rund eine Milliarde Jungfische der Lachsartigen, darunter Ketalachs, Gorbuscha, atlantischer und kaspischer Lachs, und mehr als zehn Milliarden Jungfische anderer Fischarten auf, zu denen vorzugsweise Wels, Zander, Hecht und ähnliche gehören. Mit der künstlichen Regeneration von Störartigen befassen sich – weithin im Land – mittlerweile 23, für Lachsartige 42 Aufzuchtbetriebe. Nach wissenschaftlichen Analysen erbringen diese Aktivitäten einen jährlichen Fang von beispielsweise 20 000 bis 25 000 Tonnen Lachs, und wenn das Zielprogramm „Losos" („Lachs") vollständig verwirklicht sein wird, ist mit Fangergebnissen um 60 000 Tonnen zu rechnen. Im europäischen Teil des Landes dient die Lettische SSR mit ihren erzielten Resultaten als Beispiel, wo die aus der Aufzucht stammenden Lachse bereits die Hälfte des Gesamtfangs ausmachen. Ein strenges Fangregime – nach erlaubter Menge, vorgeschriebener Größe, freigegebenen Gewässerabschnitten und Verbot des Fangs auf Weide- und Mastplätzen der Jungfische führen zur steten Zunahme der Bestände…

– Ähnlich wie beim Nordseehering, der vor Jahren „überfischt" worden war, hatten sich gleiche Erscheinungen auch beim beliebten ochotskischen Hering gezeigt. Wurde durch das vorübergehende Fangverbot inzwischen eine Besserung erreicht?

Es ist wahr, die Fischer der Länder, die im Ochotskischen Meer Heringe fingen, hatten den Bestand fast vernichtet, deshalb mußte 1977 ein umfassendes Fangverbot ausgesprochen werden. Inzwischen befinden sich diese Fanggründe vollständig in unserer Wirtschaftszone, und ich kann mit Befriedigung sagen, daß sich die Bestände regenerieren. Seit zwei Jahren können wir – vorerst zwar nur in begrenztem Umfang – wieder den ochotskischen Hering fangen. Das Fangvolumen wird auf der Basis wissenschaftlicher Erkenntnisse festgelegt.

Fischjäger und -heger

– Viele Experten meinen, daß die antarktischen Kleinkrebse – der Krill –, offenbar in überreicher Menge vorhanden, künftighin als Proteinreserve eine große Rolle spielen werden. Ebenfalls bestimmte Tiefseefische. Die sowjetischen Fischer gehörten zu den ersten, die diese Ressourcen zu nutzen begannen. Welche Erfahrungen haben sie inzwischen gemacht?

Auf den Schiffen wie in den Verarbeitungsbetrieben werden seit geraumer Zeit Nahrungs- sowie Futtermittel aus Krill produziert. Auf See gefrostete Eiweißpaste, gekochtes und gefrostetes Krevettenfleisch, rohgefrosteter Krevettenfarsch, Konserven aus Krevettenfleisch als Nahrungsmittel und für die Viehzucht rohgefrosteter Krill sowie Krillmehl mit einem Proteingehalt von 36 Prozent. An Land werden die gefrosteten Krillprodukte als gehaltvolle, produktveredelnde Zusätze bei verschiedenen kulinarischen Erzeugnissen genutzt, unter anderem für Würstchen, Pasteten, Mayonnaisen, oder in Konserven angeboten, beispielsweise als „Krillfleisch nach Pomorjer Art", „Salatfleisch aus antarktischen Krevetten" und ähnlichem. Die Tiefseefischerei erschloß uns zehn Arten von Tiefseefischen, deren besondere Eigenschaft darin besteht, daß ihr Fleisch relativ stark wasserhaltig ist, was die Herstellung von Nahrungsgütern verständlicherweise erschwert. Momentan befischen wir zwei Arten – den Macrourus und den Lemonema. In den Handel kommen sie ohne ihren ungewöhnlich großen Kopf und ausgeweidet: als Filet oder küchenfertig portioniert.

– Sie erwähnten vorhin, daß die Sowjetunion mehr als vierzig Fischereiabkommen mit anderen Küstenstaaten getroffen hat. Auf welche Weise vollzieht sich die Zusammenarbeit?

Die Formen der Zusammenarbeit sind sehr unterschiedlich. Einigen Ländern helfen wir bei der Entwicklung ihrer Fischwirtschaft, bilden ihre Kader aus, liefern Schiffe oder fangen selbst und geben einen Anteil des Fangertrages dem betreffenden Staat. Es werden auch gemischte sowjetisch-ausländische Gesellschaften gebildet, gemeinsame Forschungen, Expeditionen unternommen. Wie gesagt: ein reiches Feld von Möglichkeiten, die beiderseits von Nutzen sind…

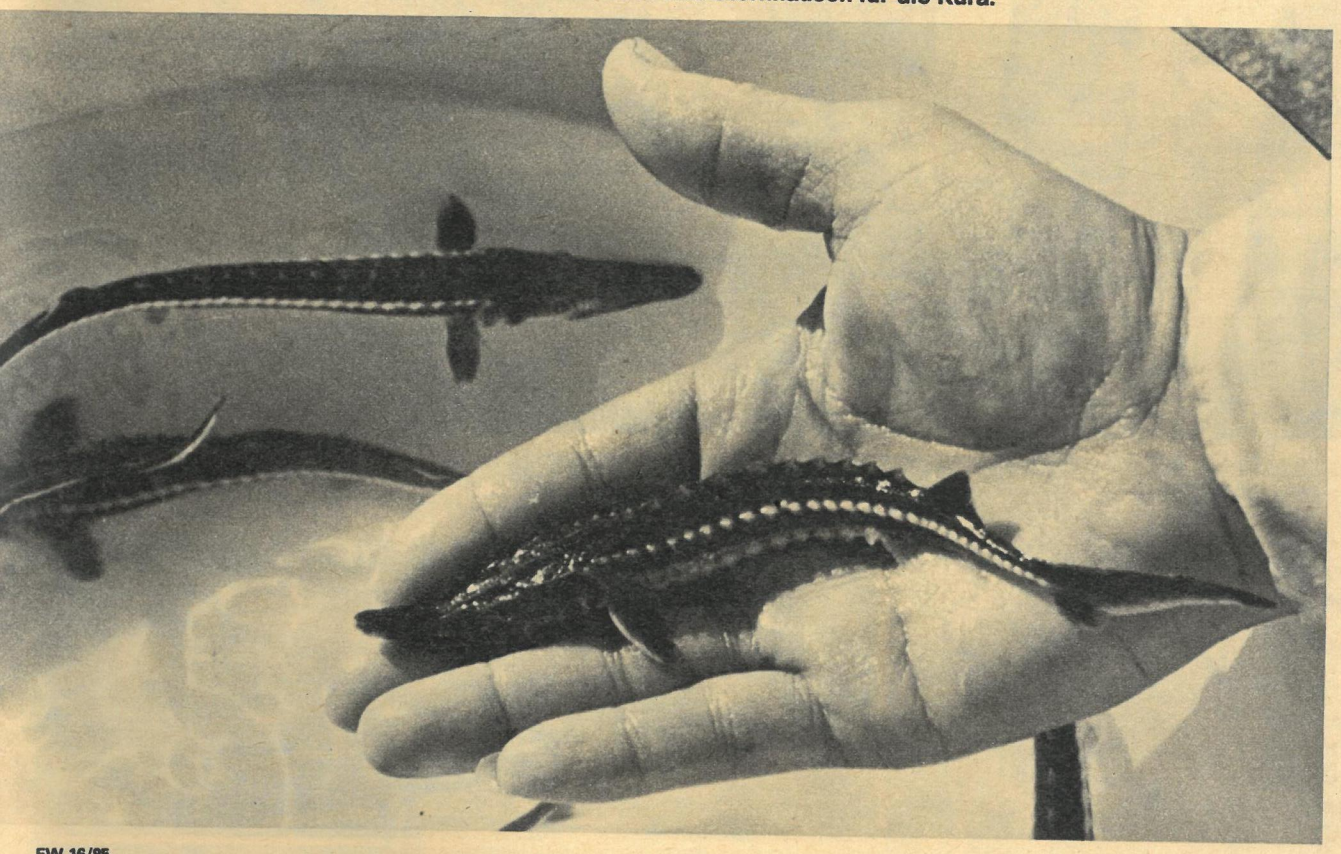
– Als wir vor zwei Jahren Gelegenheit hatten, an Bord des Segelschulschiffs der UdSSR-Fischerei „Sedow" – dem größten Windjammer der Welt – durchs Schwarze Meer zu segeln, erlebten wir, daß unter den Kursanten viele der künftigen Steuerleute aus anderen Ländern kamen…

Das gehört auf den Lehr- und Produktionsschiffen der sowjetischen Fischerei inzwischen zum Alltag. Unsere Fischerei leistet umfangreiche Unterstützung bei der Ausbildung von nationalen Kadern für Zweige des Fischfangs und der Fischverarbeitung. Zur Zeit studieren rund 1300 ausländische Studenten aus mehr als 60 Ländern der Welt an den Hoch- und Fachschulen unseres Ministeriums. Außerdem unternahmen Forschungsschiffe der UdSSR-Fischerei mehr als 30 Expeditionsfahrten in den Wirtschaftszonen der Küstenländer VDR Jemen, Moçambique, Sierra Leone, Guinea-Bissau, Nikaragua, Guinea. Unser Land leistet technische Unterstützung bei der Projektierung und Errichtung von Betrieben der fischverarbeitenden Industrie. Als Beispiele lassen sich der Auf- und Ausbau von Fischereihäfen auf Kuba und in der VDR Jemen nennen, eines Fischverarbeitungskomplexes in Paita/Peru und des Forschungszentrums für Ozeanographie und Fischfang in Nuadibu/Mauretanien sowie die Gründung und Organisation von Fischfangkooperativen in Angola…

Wir haben über eine Vielzahl interessanter Seiten unserer Arbeit gesprochen. Lassen Sie mich zum Schluß noch dies sagen: Unsere Fischer – ob draußen auf See oder an Land – verstehen in voller Verantwortung die Aufgabe, die der XXVI. Parteitag der KPdSU der Fischwirtschaft gestellt hat, und sie sind fest entschlossen, ihren Auftrag zu erfüllen.

Wir danken Ihnen, Genosse Minister, für das Gespräch!

„Nachwuchspflege" durch Menschenhand: Drei Monate alte Sternhausen für die Kura.

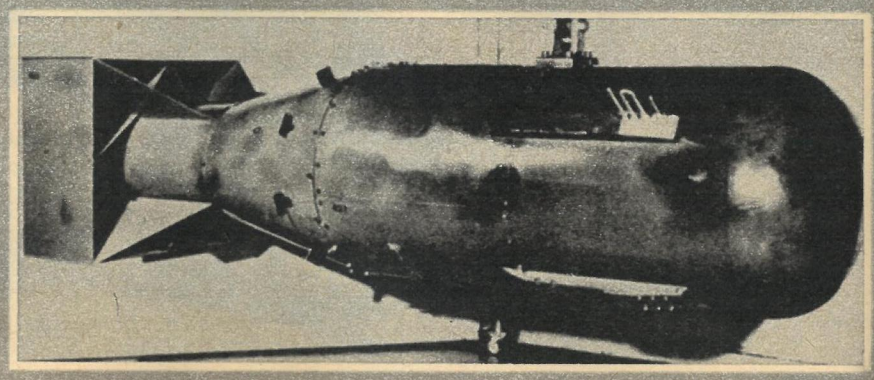


Mitarbeit: Raissa Netschaijewa; Fotos: Volkmar Billeb (1) APN (2), TASS (1), Archiv (1).

Warum mußte

Eine Dokumentation von Jürgen Jessel

Um 8 Uhr 15 am Morgen des 6. August 1945 fällt die Bombe auf das ahnungslose Hiroshima. Zehntausende sterben im Bruchteil einer Sekunde. Tausende brauchen keinen Platz auf dem Friedhof, sie sind verschwunden, ohne eine Spur zu hinterlassen. Überlebende, gezeichnet von Verstümmelung, Narben und Blindheit, zum schleichenden Tod verurteilt durch unsichtbare Strahlen, sterben nach Wochen, Monaten, Jahren. Im Mai 1945 war der zweite Weltkrieg in Europa beendet, im Pazifik stand er vor seinem Abschluß. Aber Hiroshima mußte noch sterben. Mußte es sterben? Weshalb?



Hiroshima sterben?

Vier Wochen vor dem 6. August basteln die Atomforscher in Los Alamos noch fieberhaft an der Bombe, und ihr Chef, General Groves, treibt seine „Knallköppe", wie er Oppenheimer und andere Größen der Atomphysik zu nennen pflegt, zu höchster Eile an. Philipp Morrison erinnert sich später: „Ich kann persönlich bezeugen, daß ein Tag in der Nähe des 10. August das mysteriöse Enddatum war, das wir, die wir täglich den Job hatten, die Bombe fertigzumachen, um jeden Preis... einhalten mußten." Um jeden Preis. Bis zu einem mysteriösen Datum.

Um 5 Uhr 30 am Morgen des 16. Juli 1945 zündet das Los-Alamos-Team in der Wüste von New Mexico bei Alamogordo die erste Testbombe. Bis zu diesem Tag weiß niemand, ob die Kettenreaktion tatsächlich stattfinden wird. Sie findet statt.

Harry Truman, Roosevelts Nachfolger im Weißen Haus, sitzt am 16. Juli in Potsdam. Am nächsten Tag wird die Konferenz der Großen Drei eröffnet. Ein Adjutant bringt das ungeduldig erwartete Telegramm: baby satisfactorily born. Das Baby ist da, und alle sind zufrieden.

Am 24. Juli unterzeichnet Truman in Potsdam den entscheidenden Befehl: „Die Sondergruppe 509 der 20. Luftflotte wird ihre erste Spezialbombe, sowie das Wetter nach dem 3. August 1945 Bombardierung bei guter Sicht gestattet, auf eines der nachstehenden Ziele abwerfen: Hiroshima, Kokura, Nagasaki oder Niigata."

Am Nachmittag des 5. August wird „the little boy" – drei Meter lang, vier Tonnen schwer – in den Bombenschacht einer B-29 gehängt, die Oberst Tibetts nach seiner Mutter „Enola Gay" getauft hat. Um Mitternacht fleht ein Feldgeistlicher im Gebet um göttlichen Beistand für gutes Gelingen. Um 2 Uhr 45 am Morgen des 6. August 1945 star-

Warum mußte Hiroshima sterben?

tet Tibetts B-29. Um 8 Uhr 15 Ortszeit fällt die Bombe.
Seit dem ersten und einzigen Test sind 21 Tage vergangen. Warum diese Eile, weshalb diese Hektik?

Eine Lüge und noch eine Lüge

Am Tag, als die zweite Bombe auf Nagasaki fällt, am 9. August, hält Präsident Truman eine Rede über die erste Bombe: „Wir haben sie gebraucht, um die Leiden des Krieges zu verkürzen und das Leben von Tausenden und aber Tausenden Amerikanern zu schonen." Die Bombe als Wohltäter: von wenigstens 500 000 geretteten Amerikanern und zwei Millionen Japanern ist die Rede, die anderenfalls bei Landeoperationen auf den japanischen Hauptinseln ums Leben gekommen wären. Kriegsminister Henry Stimson versteigt sich sogar dazu, der Bombe eine volle Million junger Landsleute gutzuschreiben.
Die Pläne für die Invasion lagen im Safe des Generalstabs. Zuerst und zwar am 1. November 1945 sollten amerikanische Truppen auf Kyushu landen, im Frühjahr 1946 auf Hondo. Zweifellos hätten Angreifer und Verteidiger schwere Verluste erlitten. Aber war diese Landung denn überhaupt noch nötig? War Japan nicht kriegsmüde? Nein, behauptete Stimson: „Es gab keine Anzeichen von Schwäche in der japanischen Entschlossenheit zu kämpfen." Das war eine Lüge. Gab es, außer der Invasion, kein anderes Mittel, Japan zur Kapitulation zu veranlassen, als die Atombombe? Nein, sagte Stimson: „Ich hatte den Eindruck, daß wir, um von dem japanischen Kaiser und seiner Umgebung eine glatte und einfache Übergabe zu erlangen, unsere Macht nur durch einen enormen Schock beweisen konnten." Das war die zweite Lüge, und Stimson wußte lange vor Hiroshima, daß es eine Lüge war, und Truman wußte es und zehn oder zwanzig andere Leute wußten es auch.
Und hätte Stimson nicht gelogen, bliebe doch die Frage unbeantwortet: Weshalb mußten die beiden Atombomben unbedingt Anfang August fallen, wenn die erste Landeoperation nicht vor dem 1.November beginnen sollte?

Warten auf ein diskretes Signal

Bereits im September 1944 erkundigt sich der japanische Prinz Konoje, der das Vertrauen des Kaisers genießt, über den schwedischen Botschafter in Tokio nach den amerikanischen Friedensbedingungen. Im März 1945 wiederholt der Prinz seinen Vorstoß. Selbstverständlich informiert Stockholm die Regierung in Washington.
Ende April 1945 suchen und finden zwei japanische Offiziere – der Militärattaché General Okamoto und der Marineattaché Fujimura, die sich beide aus Berlin in die Schweiz zurückgezogen haben – Kontakt zu Allan Dulles, der als Europa-Chef des US-Nachrichtendienstes OSS in Bern residiert. Die beiden Japaner erklären sich bereit, in Tokio für die Annahme der amerikanischen Kapitulationsbedingungen zu wirken. Washington antwortet ausweichend.
Am 20. Juni beauftragt Japans Kaiser den Prinzen Konoje, Frieden zu machen, und zwar um fast jeden Preis. Zu hoch ist der kapitulationsbereiten Fraktion in Tokio nur ein Preis: die Aufgabe der Monarchie. Man wartet auf ein entsprechendes Signal aus Washington. Daß es nicht kommt, stärkt den Durchhaltefanatikern in Tokio den Rücken.
Im Juni 1945 meldet der militärische Nachrichtendienst, Japan sei reif, „jederzeit eine Kapitulation anzunehmen", wenn die USA die Erhaltung des Kaiserhauses garantierten.
Im Juni 1945 „knacken" amerikanische Spezialisten den japanischen Geheimcode. Seitdem hört Washington mit, wenn, beispielsweise, Japans Ministerpräsident seinem Botschafter in Moskau funkt: „Japan ist geschlagen. Wir müssen dieser Tatsache ins Gesicht sehen und dementsprechend handeln."
Am 24. Juli erwähnt Truman auf der Potsdamer Konferenz im Gespräch mit Stalin beiläufig die Atombombe, ohne sie beim Namen zu nennen. Stalin revanchiert sich mit einer Neuigkeit, die Truman dank seiner tüchtigen Code-Knakker schon kennt: daß Japan auch in Moskau seine Bereitschaft zur Kapitulation signalisiert hat.
Am 26. Juli – zwei Tage nach seinem Befehl, die Bombe zu werfen – erläßt Truman von Potsdam aus eine Proklamation, von der er sicher sein kann, daß niemand in Tokio sie akzeptieren wird. Kein Wort über das Kaiserhaus, kein Wort über die Bombe.
Später, nach jahrelangem Quellenstudium, beweist der amerikanische Historiker Robert Butow, daß eine diskrete Nachricht an den Prinzen Konoje – statt der in die Welt posaunten Potsdamer Proklamation – den Frieden gesichert hätte. „Eine Woche Gnadenfrist" für den Prinzen, schreibt Butow, und „der Krieg hätte in den letzten Julitagen oder ganz zu Beginn des Monats August ohne Atombombe ... beendet werden können".
Später, als alles vorbei ist, duldet die amerikanische Besatzungsmacht leichten Herzens das japanische Kaiserhaus.

Angst vor Hilfe

Japan stand das Wasser bis zum Hals, der Frieden war zu haben ohne Invasion, ohne Atombomben, und Präsident Truman wußte es und Kriegsminister Stimson wußte es und Marineminister Forrestal und James Byrnes, der Truman beriet, bevor er sein Außenminister wurde, und Generalstabschef Marshall und die Chefs der Geheimdienste und zehn andere Leute. Aber sie alle verheimlichten die Wahrheit, die sie genau kannten. Denn sie wollten den Frieden nicht irgendwann im September oder Oktober, sondern, wenn irgend möglich, vor dem 8. August.
Nach dem Krieg untersuchten zwei bekannte amerikanische Autoren, Norman Cousins und Thomas Finletter, den Fall und fragten: „Warum haben wir die Bomben abgeworfen? Oder, wenn wir annahmen, daß der Gebrauch der Bomben gerechtfertigt war, weshalb haben wir dann nicht ihre Wirkung in einer Probedemonstration unter der Kontrolle der Vereinten Nationen gezeigt, um auf der Basis einer solchen Demonstration ein Ultimatum an Japan zu richten, das die Last der Verantwortung den Japanern selbst zugeschoben hätte?" Cousins und Finletter antworteten: „Es gab nicht genug Zeit zwischen dem 16. Juli ... und dem 8. August ..."
1943, auf der Konferenz von Teheran, beantwortete Stalin Roosevelts Bitte um Beistand gegen Japan mit der Zusicherung, daß die Sowjetunion sechs Monate nach dem Ende des Krieges in Europa zum Kampf gegen Japan antreten werde. Im Februar 1945, auf der Konferenz von Jalta, erneuerte Stalin sein Versprechen und verkürzte die Frist auf drei Monate. Der Krieg in Europa endete am 8. Mai. So geriet der 8. August in den amerikanischen Terminkalender. Und tatsächlich erfüllte die UdSSR auf den Tag genau ihre Bündnispflicht. In der Nacht zum 9. August begann die Offensive der Roten Armee in der Mandschurei, die mit der Kapitulation der japanischen Kwantung-Armee endete.
Deshalb also fürchteten Truman und die zehn oder zwanzig anderen Leute diesen 8. August. Deshalb setzten sie ihren „Bombenbastlern" jenes „mysteriöse Enddatum". Deshalb schickten sie Tibetts nach Hiroshima. Roosevelts Nachfolger wollte den Sieg nicht teilen.
Zurückblickend auf die hektischen drei Wochen zwischen Alamogordo und Hiroshima, schrieb die halbamtliche Zeitschrift „Foreign Affairs" nach dem Krieg: „Warum diese Notwendigkeit zur Eile? Gewiß gab es nichts in der militärischen Situation, das eine so hastige Aktion erfordert hätte. Doch wenn es die Absicht war, einer sowjetischen Intervention zuvorzukommen" – aus der dringend erbetenen Hilfe war unterdessen eine „Intervention" geworden – „dann gab es allen Grund zur Eile ... In diesem Sinne ... war die Bombe ein Erfolg, denn der Krieg endete damit, daß die Vereinigten Staaten die alleinige Kontrolle über Japan übernahmen."
Das war es, was sie wollten: nicht irgendeinen Frieden, sondern, wenigstens im Pazifik, ihren amerikanischen Frieden, pax americana, den sie in Europa nicht bekommen hatten. Und sie wollten noch mehr.

Der Maultiertreiber vom Missouri

Roosevelt stirbt am 12. April 1945. Der bisherige Vizepräsident Truman sitzt elf Tage im Weißen Haus, als er den Besuch des sowjetischen Außenministers Molotow empfängt. Ohrenzeugen berichten, Truman habe vom ersten Augenblick an auf jegliche diplomatische Höflichkeit verzichtet und Molotow im „Jargon eines Maultiertreibers vom Missouri" attakiert. Charles Bohlen, ein erfahrener Diplomat, der das Gespräch dolmetschte, spricht von einer „Abkanzelung", wie er sie in seiner ganzen Laufbahn noch nicht gehört habe. Schon in der Vorbesprechung für den Molotow-Besuch hatte Truman rauhe Töne angeschlagen: so könne „es nicht weitergehen", die Devise heiße „jetzt oder nie", und falls die Russen sich seinen Vorstellungen nicht anpaßten, „könnten sie sich zum Teufel scheren". Zwölf Wochen später hat dieser Mann die Atombombe in der Hand.
Die Bombe ist noch nicht geboren, als James Byrnes am 1. Juni im Sachverständigenkomitee, das den Präsidenten beraten soll, den Abwurf der Bombe befürwortet: man müsse die Bombe einsetzen – „to make the Russians more manageable", zu deutsch: um die Russen gefügiger zu machen. Die Russen, nicht die Japaner.
Zehn Tage vor der Auslöschung Hiroshimas schreibt Forrestal in sein Tagebuch: „Byrnes sagte, ihm liege sehr viel daran, die japanische Angelegenheit erledigt zu wissen, ehe die Russen sich einmischen ..." Japans Kapitulation ist zur Nebensache degradiert, kein Gedanke verschwendet an die eigenen Soldaten, deren Leben es angeblich zu retten gilt.
Die Bombe zielte auf Moskau und nicht auf Tokio. Und die Toten von Hiroshima und Nagasaki waren nicht die letzten Opfer des zweiten Weltkrieges, sondern die ersten Opfer des kalten Krieges, den die Regierung der Vereinigten Staaten begann, bevor noch der heiße Krieg zu Ende war.

Vernunft hat Bestand

Mit der Bombe schoß der Größenwahn ins Kraut. Mr. Bullitt, ehemaliger US-Botschafter in Moskau, verkündete: „Dank dem Besitz von Atombomben ... sind wir heute der Sowjetunion weit überlegen und in

der Lage, sie zu vernichten.“ Ebenso ungeniert Bernard Baruch, auch ein Berater Trumans: „Amerika kann bekommen, was es verlangt... Schließlich haben wir sie – die Bombe –, und die anderen haben sie nicht und werden sie auch auf lange Zeit nicht haben.“ Hier irrte Mr. Baruch. Die UdSSR besaß die Bombe nicht erst 1960, wie Washington kalkulierte, sondern ein gutes Jahrzehnt früher. Aber man lernte wenig aus Irrtümern. Das Modell der Wasserstoffbombe schwenkend, brüstete sich ein US-Luftwaffenminister: „Mit sieben von diesen Dingern können wir die Welt beherrschen.“ .

Das war es, was sie, außer Japan und dem Pazifik, auch noch wollten.

War die Vernunft verstummt? Summer Welles, Roosevelts Unterstaatssekretär im Außenministerium, nannte Trumans Wende zur Konfrontation eine „unheilvolle Veränderung“. Henry Wallace, ehemaliger Vizepräsident der USA, schrieb Truman einen Brief: „Wie stehen eigentlich andere Völker zu den Maßnahmen, die die USA seit dem Sieg über die Japaner ergriffen haben?... die Atombombenversuche auf dem Bikini-Atoll, die Fortsetzung der Atombombenproduktion... das fieberhafte Bemühen, um den halben Erdball Luftstützpunkte zu errichten, von denen aus dann die andere Hälfte der Erde bombardiert werden kann. Ich vermag mich des Gefühls nicht zu erwehren, daß solche Schritte der USA in den Augen der übrigen Welt zwangsläufig den Eindruck hervorrufen müssen, als würden wir uns am Konferenztisch nur äußerlich zum Frieden bekennen.“ Und Harry Hopkins, ein enger Mitarbeiter Roosevelts, warnte: „Unsere Rußland-Politik darf nicht von Leuten diktiert werden, die bereits beschlossen haben, daß eine Zusammenarbeit mit den Russen nicht möglich sei und daß unsere Interessen zwangsläufig in Widerspruch zueinander stehen und letztlich zum Kriege führen müssen. Von meinem Standpunkt aus ist dies eine unhaltbare Einstellung, die in die Katastrophe führen kann.“ Stimmen der Mäßigung und des guten Willens inmitten von Hysterie und Unverstand. Und es zeigt sich, wo Vernunft das Wort regiert, hat es Bestand über die Jahre hinweg.

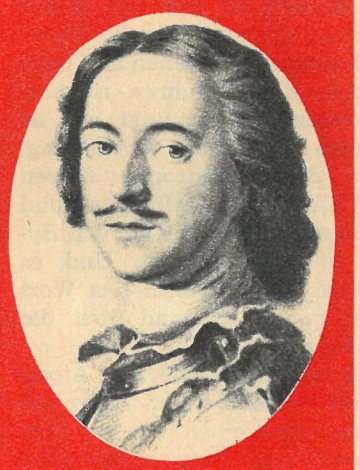
Damals versuchte einer der Atomphysiker, er hieß Ralph Lapp, die Welt zu beschreiben, die gezwungen war, mit dem entfesselten Atom zu leben: „Der Mensch lebt auf demselben Planeten wie vorher, aber der Planet ist eine terra infirma“ – eine unsichere Erde – „geworden. Die Welt unterscheidet sich heute so grundlegend von der voratomischen Erde, daß es fast so ist, als ob der Mensch auf einem Planeten von ungeheurer Gefährlichkeit wiedergeboren worden sei.“

Vierzig Jahre danach besitzt ein einziger Gefechtskopf der amerikanischen MX-Rakete die Sprengkraft von 300 Atombomben jener Sorte, von denen jeweils eine Hiroshima und Nagasaki vernichtete. Der Rüstungswettlauf hat absurde Dimensionen erreicht und die Nachfolger der Bombenwerfer vom August 1945 bestehen darauf, den Wahnwitz auf den Weltraum auszudehnen. Aber die Weltherrschaft ist nicht mehr zu haben. Der Widersinn jeglichen atomaren Krieges ist auf den äußersten Punkt getrieben. Ein Schritt weiter und unsere terra infirma wäre nicht mehr bewohnbar.

Fotos aus: Hiroshima von Ken Domon, Tokio 1973.

FREIE WELT

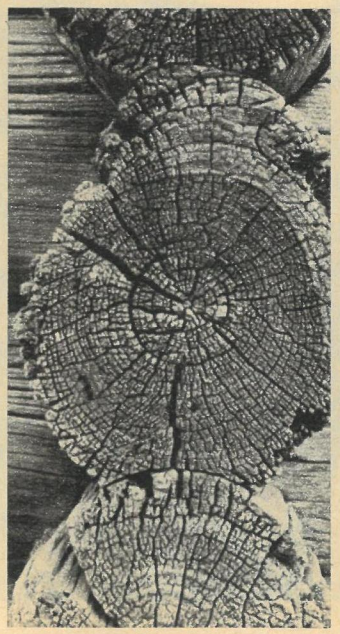
Karelien, das Land der 100000 Seen, besitzt „nur noch" 60000. Neuere Untersuchungen haben es an den Tag gebracht. Aber das sind immer noch genug, um in Karelien ausgiebig baden zu gehen. Wer will, kann das schon in Petrosawodsk tun, der Hauptstadt der Autonomen Sozialistischen Sowjetrepublik, die am Onega-See liegt. Der Name der Stadt erinnert an Peter I., wenn auch nicht so monumental wie in Leningrad (dem alten Sankt Petersburg), eher familiär.



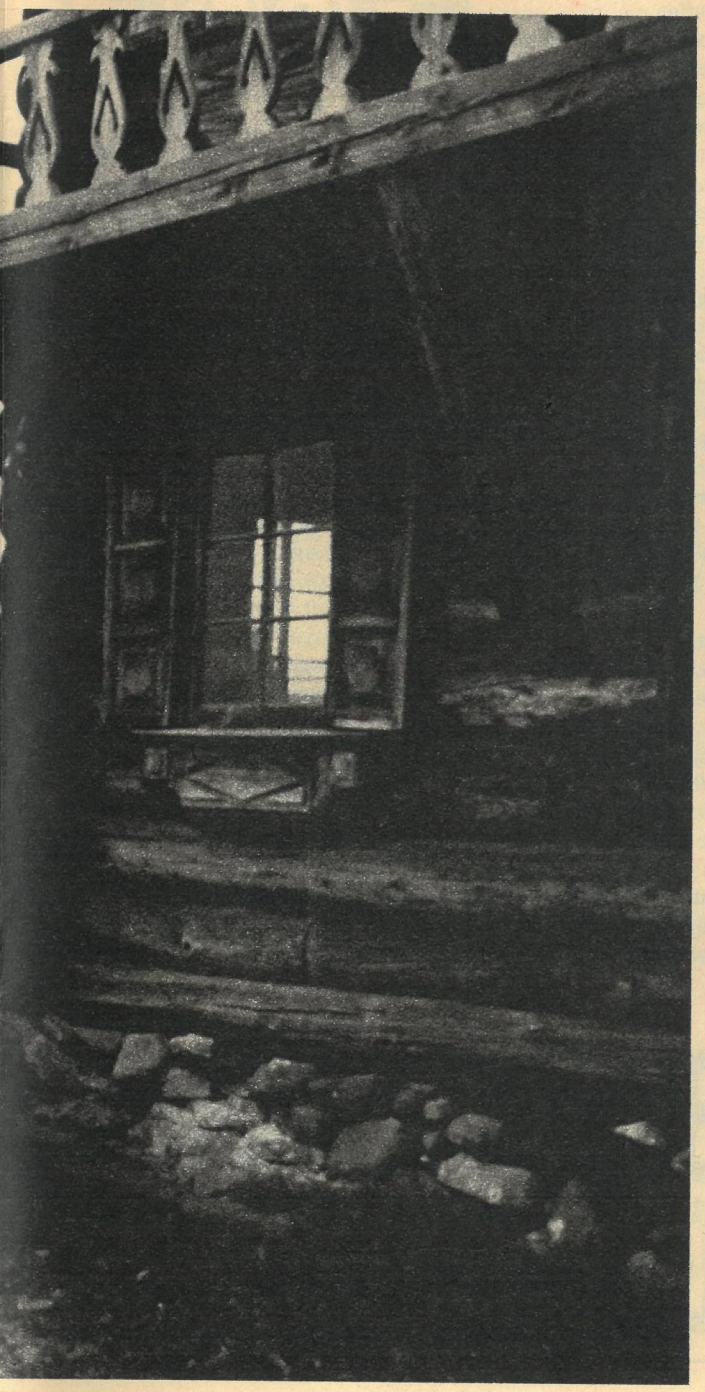
Nach Petrosawodsk gelangen Sie mit der Eisenbahn von Moskau oder Leningrad aus. Die Entfernung von Moskau: 1051 Kilometer (Fahrzeit 14 Stunden, 55 Minuten), von Leningrad aus 551 Kilometer (Fahrzeit neun Stunden).
Die Petrosawodsker Zweigstelle von Intourist für die Karelische ASSR finden Sie im Hotel „Sewernaja", Prospekt Lenina 21, Telefon 9 90 65 und 7 03 00. Intourist vermittelt Service-Leistungen (Fahrkartenbuchungen, Taxibestellungen, Besichtigungen) und beantwortet Fragen zu Reisepapieren u. ä. Ihre Reiseschecks werden in der Staatsbank (Gosbank), Uliza Germana Titowa 10, eingelöst; wochentags von 10 bis 13 und 13.30 bis 17.30 Uhr. Der Bahnhof, Ploschtschad Gagarina, ist mit Bus oder Obus erreichbar, ebenso wie der Passagierhafen Oneshskaja Nabereshnaja. Der Schiffsverkehr nach Kishi (68 km = 1 Stunde, 20 Minuten mit der „Meteor") wird von Ende Mai bis Ende August aufrechterhalten. Temperaturmittel im Sommer: 16 ° Celsius, gelegentlich bis 30 °.

Wasser, Wald und Stille

Nach Petrosawodsk sollte niemand fahren, der nur Andenken sammelt, am Strand liegen oder tanzen gehen möchte. Karelien ist für grelle Unterhaltung nicht geeignet. Wer Wald, Wald, Wald erleben möchte, wer saubere Seen sucht und kühles Wanderwetter mag, dürfte sich hier wohl fühlen.
Die Gründung von Petrosawodsk geht auf Peter I. zurück. Zu Beginn des 18. Jahrhunderts führte er einen Krieg, der sich über zwei Jahrzehnte hinziehen sollte, gegen Schweden. Dazu brauchte er Waffen, viele Waffen, moderne Waffen. Seit alters her wurden in jedem karelischen Dorf Äxte, Beile, Messer selbst hergestellt. Die Sumpfeisenerze dafür lagen vor der eigenen Tür.
Peter ließ 1703 die Olonetzer Petrowski-Werke gründen. (Nach dem gleichnamigen Städtchen Olonetz wurde bis zum Untergang des Zarismus das ganze Gouvernement benannt.) Aus karelischem Eisen wurden Kugeln und Kanonen, Musketen und Pistolen, Dolch und Säbel geschmiedet. Von den erfahrensten Meistern aus Tula, Susdal, aus Murom und Twer, die Peter hierher verpflichtete. Um die Werkstätten herum wuchs eine Siedlung – Petrosawodskaja, das heutige Petrosawodsk. In einer der Grünanlagen der Viertelmillionenstadt erinnert eine



eiserne Kanone an Peters Waffenschmiede.
Eine Vielzahl von Museen informiert den Gast über Geschichte und Natur Kareliens, doch am eindrucksvollsten imponiert die Natur selbst. Von den beiden größten Binnenseen Europas, dem Ladoga- und dem Onegasee, liegt der letztere direkt vor der Hauptstadt. Inmitten des 10 000-Quadratkilometer-Gewässers sind 1369 Inseln verteilt. Kishi, sechs Kilometer lang und einen breit, ist nicht die größte, aber die berühmteste. Vor reichlich 400 Jahren wurden dort bereits Kirchen erwähnt. Zu Beginn dieses Jahrhunderts beklagte der russische Maler Iwan Bilibin die unsachgemäßen Reparaturen an den alten Bauten und den Verfall vieler Kunstwerke. Bereits im Oktober 1918 kümmerte sich das Revolutionäre Exekutivkomitee des Olonetzer Gouvernements um die alten Denkmale aus Holz. Von den vierziger Jahren an bis heute dauern die Restaurierungsmaßnahmen. 1966 wandelte der Ministerrat der Russischen Föderation die Insel in ein „Historisch-Baugeschichtliches und Ethnographisches Museumsreservat Kishi"



um. Heute kann der Besucher die hohe Kunst der alten karelischen Meister unterscheiden von der Arbeit ihrer Nachfolger: Die Erbauer alter Bauernhäuser, Kirchen, Wasser- und Windmühlen, Badehäuschen und Scheunen arbeiteten nur mit der Axt. Auch die Schindeln auf den Zwiebeltürmen wurden damit hergestellt! Die Nachfolger brauchten für die Befestigung Nägel; im Gegensatz zu den Vorfahren. Aus verschiedenen Teilen des Landes wurden diese Holzbauwerke hierhergebracht. Das Innere der Bauernhäuser wirkt nicht museal, sondern eher so, als seien die Hausherren eben mal in die Pilze oder zum Moosbeerensammeln gegangen. Oder zum Holzeinschlag.

Wer die Gelegenheit findet, durch karelische Dörfer zu fahren, findet dort noch immer solche Häuser, die vor Schnee und Kälte in vielen Wintermonaten schützen. Der Brennholzstapel überragt mitunter das Haus selbst.

Holz ist einer der Reichtümer Kareliens. Gelegentlich zieht ein Schlepper riesige Flöße am Petrosawodsker Passagierhafen vorüber nach Kondopoga. Auf dem Papier, das daraus dort entsteht, werden auch DDR-Zeitungen gedruckt.

Wer sich mit dem Blick aus dem Eisenbahnteil auf die Wälder nicht zufriedengeben mag, sollte ins Kiwatsch-Naturschutzgebiet fahren. In das (kleine!) 10 000-Hektar-Gelände führt eine Autostraße, und um den aus über zehn Meter Höhe herabstürzenden Wasserfall stehen Kiefern, Fichten, Birken, Espen, Erlen, Rüstern. Einige Kiefern werden auf über 350 Jahre alt geschätzt. Ein Hauch von Taiga berührt den Besucher.

Ganz in der Nähe befindet sich der erste russische Kurort, den natürlich auch Peter gründete: Marzialnyje Wody. Eine überaus eisenhaltige Quelle mag zu diesem martialischen Namen

beigetragen haben. Daß Blasen- und Nierenleiden oder Blutarmut damit erfolgreich behandelt werden können, wurde von modernen Balneologen bestätigt. Gegenwärtig wird das kleine Sanatorium erweitert. Von Peters Zeiten rühren das kleine, ganz unrussische Kirchlein und ein schönes Bauernhaus her, in dem Peters Büste steht und die Geschichte des Bades erzählt wird. Beide Bauten aus Holz, natürlich.

Und wie zu Peters Zeiten gibt es in den Wäldern Elche und Auerhühner, Wölfe und Bären, Luchse und Zobel. Wirklich bedrohlich ist dem Menschen nur ein Tier. Das aber tritt als Milliardenheer gegen ihn an. Es sind die Mücken!

Fotos: Volker Hohlfeldt
Text: Dieter Heimlich
Grafik aus dem Besitz des Staatlichen Historischen Museums Moskau, Repro – APN.

FREIE WELT SERIE 1

Briefe an die Gorkistraße

Tamara Motyljowa, Studentin der ausländischen Literatur, lernt im Jahre 1930 auf der inzwischen legendären Charkower Konferenz als Dolmetscher und Gesprächspartner deutsche Schriftsteller wie Anna Seghers, Johannes R. Becher und Ludwig Renn persönlich kennen. Seither ist ihr Leben eng mit der antifaschistischen Literatur, mit den historischen Erfahrungen der 30er und der 40er Jahre verbunden. Als Kommunistin und Literaturwissenschaftlerin erlebt sie den Kampf deutscher Schriftsteller gegen Faschismus und Krieg aus nächster Nähe mit. DDR-Wissenschaftlerin Simone Barck und FW-Mitarbeiterin Tatjana Trögel besuchten Prof. Dr. Tamara Motyljowa in Moskau und hielten ihre Erinnerungen an historische Ereignisse, an prägende persönliche Begegnungen fest. Sie würdigen damit zugleich die Leistung der international renommierten Wissenschaftlerin, deren Arbeit in allein 17 Büchern und über 500 Veröffentlichungen über deutsche, französische und russische Literatur ihren Niederschlag gefunden hat.

Er nannte mich „Fräulein“ und „Sie“

Meine Eltern bemerkten, daß ich mich für fremde Sprachen interessierte und gaben mir sehr früh die Möglichkeit, Privatstunden zu nehmen. So las ich mit acht Jahren einigermaßen Französisch, begann mit zwölf Jahren Deutsch zu lernen und später Englisch. Meine Deutschlehrerin, Frau Maria Krenkel, war eine bemerkenswerte Persönlichkeit. Sie kam aus dem Baltikum und verhalf mir zu meinem, wie man mir sagte, unverbesserlichen baltischen Akzent. Ihr Sohn war Spezialist für Radiotechnik. Später sollte Ernst Theodorowitsch Krenkel an der Papanin-Expedition teilnehmen und einer der ersten Helden der Sowjetunion werden. Damals beeindruckte er mich, weil er mich „Fräulein“ und „Sie“ nannte. Die Atmosphäre dieses deutschen Hauses hatte für mich etwas Anziehendes.

Das Wichtigste aber war, daß mich Frau Krenkel die deutsche Sprache nicht schablonenhaft lehrte. Sie ließ mich nicht Grammatik üben, sondern lesen und sprechen. Ich bin noch heute der Überzeugung, daß man eine Sprache besser aus dem lebendigen Gebrauch erfaßt, als über Worte, die aus dem Zusammenhang gerissen werden. So lernte ich keine Vokabeln, sondern Gedichte, Verse von Schiller, Goethe, Heine auswendig. Das ganze „Lied von der Glocke“! Es war nicht leicht für mein mittelmäßiges Gedächtnis, aber mir prägte sich ein großer Wortschatz ein. Noch heute rufe ich mir Zeilen eines klassischen Gedichtes ins Gedächtnis, um den Gebrauch eines Wortes im Kontext genauer zu bestimmen.

Jedenfalls hatte ich im Backfischalter eine ausgeprägte Vorliebe für deutsche Klassik. Und es war gut, daß ich Schiller mit vierzehn, fünfzehn las.

Man kritisierte frech die Professoren

Meine Studienzeit fiel mit den bewegten Jahren des ersten Fünfjahrplans zusammen. Ich studierte von 1927–1930. Wir machten alles in verkürzten Fristen – den Fünfjahrplan in vier Jahren und unser Studium in dreieinhalb Jahren. Das war eigentlich nicht gut für unsere philologische Ausbildung. Es gab keine Einteilungen in Romanisten, Germanisten, Anglisten, sondern nur eine kleine Gruppe von Studenten, die sich für ausländische Literatur „spezialisierte“.

Man studierte nicht sehr viel. Man diskutierte über Theorie und Methodologie, focht Kämpfe aus gegen nichtmarxistische oder gegen marxistische Strömungen in der Literaturwissenschaft und kritisierte ziemlich frech die Professoren. Wir hatten mitunter glänzende Vortragsredner, die aber, aus heutiger Sicht, vieles vereinfachten oder falsch sahen. Wir wußten wenig von der vorrevolutionären Literaturwissenschaft, was ein Mangel war. Aber wir nahmen regen Anteil am aktuellen Kulturleben, liefen zu Diskussionen und Versammlungen in der Kommunistischen Akademie oder mit Schriftstellern in der damaligen Russischen Vereinigung proletarischer Schrifsteller (RAPP), die gern Studenten und Literaturanwärter in ihre Reihen aufnahm. Wir waren noch nicht studierte Leute, aber bereits leidenschaftliche Teilnehmer am literarischen Leben. Doch wie sollte ich meine literarischen und meine politischen Interessen zu einem Knoten verbinden? So vernachlässigte ich die verehrte Klassik und wandte mich der revolutionär-fortschrittlichen Literatur in verschiedenen Ländern zu. Im dritten Studienjahr leitete der damals noch sehr junge Literaturwissenschaftler Iwan Anissimow, einer der Begründer der sowjetischen Germanistik, ein Seminar über proletarische Literatur. Das waren seine pädagogischen und unsere literaturkritischen Anfänge. Dichter wie Becher, Barbusse, die ersten Autoren des proletarischen Romans wie Kurt Kläber oder die englischen Romanciers, eher mit der Labour-Partei als mit den Kommunisten verbunden, waren Gegenstand von speziellen Referaten und Mitteilungen. Ich beschäftigte mich mit dem Weg des Arbeiterdichters Max Barthel von der Revolution zum Opportunismus. Das war für mich überraschend und abstoßend zugleich. Ich zitierte in meinem Referat nicht ohne Vergnügen seine Zeilen, die meinem Land gewidmet sind: Moskau, goldnes Flügelschlagen, dorogaja… Ich konnte nicht begreifen, daß einer, der so etwas geschrieben hatte, sich von der Revolution, vom Sozialismus abkehren konnte. Später gelangte er sogar zur öffentlichen Lobpreisung des Faschismus. Im 3. Studienjahr wurden wir verschiedenen Redaktionen und Verlagen zugeteilt, damit wir mit der praktischen literarischen Arbeit in Berührung kommen. Und mein Weg führte glücklicherweise zum „Boten der ausländischen Literatur“. Diese Zeitschrift kam mit einer Auflage von 4000 bis 7000 Exemplaren heraus – heute eine ganz lächerliche Zahl. Chefredakteur war Lunatscharski, der sich aber nicht sehen ließ, sein Stellvertreter der ungarische Emigrant und Schriftsteller Bèla Illès, und es gab eine Menge interessanter Mitarbeiter und Übersetzer, ein sehr anregendes Milieu für mich. Ich stellte bald fest, daß diese Zeitschrift als Organ des Internationalen Büros für Revolutionäre Literatur sehr viele Verbindungen mit ausländischen Schriftstellern hatte. In dieser Zeit richtete das Büro an Künstler und Schriftsteller von Rang die Frage: „Wie würden Sie sich im Falle eines Krieges gegen die UdSSR verhalten?“ Die Fragestellung, erste Antworten, die eintrafen, wurden viel diskutiert. Das alles interessierte mich brennend und ich muß gestehen, daß mir das Studium immer gleichgültiger wurde. Im Seminar über Balzac hielt ich einen ganz schwachen Vortrag und Professor Nusinow, der immer sehr liberal war, lächelte nachsichtig und sagte: „Ich sehe, daß die revolutionäre Literatur diesen Klassiker ganz weit verdrängt hat.“ Doch ich bekam zwei Wochen akademischen Urlaub und durfte nach Charkow fahren.

Die Studenten glichen wenig denen des Westens

Die Teilnehmer der Internationalen Konferenz revolutionärer Schriftsteller versammelten sich, bevor sie nach Charkow fuhren, zunächst in Moskau. So konnte ich ein Treffen mehrerer ausländischer Schriftsteller mit Studenten der Moskauer Universität organisieren. Ich leistete wohl einige Dienste für Ludwig Renn, begleitete ihn irgendwohin und übersetzte irgendwas – jedenfalls brachte ich dann ganz schüchtern den Wunsch heraus, ob er nicht zu den Studenten kommen möchte. Er sagte: „Aber ja, aber gern“, und Belá Illés, der dabei war, meinte gleich: „dann kommen wir doch als Gruppe“ und rief noch mehrere andere Kollegen. Da war noch Mate Zalka, der ungarische Revolutionär – später fiel er als General des spanischen Bürgerkrieges – Belá Illés, Antal Hidas und wahrscheinlich auch Aragon, denn ich übersetzte auch aus dem Französischen. Die Schriftsteller wollten russische Studenten in ihrem Milieu kennenlernen. Der Speisesaal des Studentenheimes war nicht sehr schön, aber groß, aufs Geratewohl mit Stühlen und Bänken bestückt und bis zum letzten Platz gefüllt. Die Studenten glichen sicher wenig denen des Westens – weniger gepflegt, weniger gut angezogen, nahmen sie sich sehr bescheiden aus. Aber sie bewiesen ihren internationalen Geist. Ich übersetzte aus drei Sprachen, und es war für mich eine Freude, meine Sprachkenntnisse auf die Probe zu stellen. Unter einem Teil der Studenten bestanden damals gewisse Vorbehalte gegenüber Intellektuellenkindern. Studenten, die aus dem Bürgerkrieg kamen, aus Arbeiterfamilien, Bauernfamilien, die ein schweres Leben hinter sich hatten und dementsprechend weniger Kenntnisse, schauten etwas mißtrauisch auf jüngere Kommilitonen, die unter günstigeren Bedingungen aufwuchsen und mehr Muße für Studien und Lektüre hatten. In diesem Falle konnte ich aber beweisen, daß Sprachkenntnisse für die Teilnahme an der Literaturbewegung sehr nützlich sein können. Ich hatte mich sozusagen als Jungkommunist bewährt und das war eine schöne Erfahrung für mich.

Am stärksten ist mir von diesem Forum Ludwig Renn in Erinnerung. Ruhig und sachlich erzählte er von der praktischen Arbeit der deutschen proletarischen Schriftsteller, von ihrer Teilnahme an den Tageskämpfen der Arbeiter, an der Haus- und Hofpropaganda, von Flugblattaktionen und wie sich die revolutionäre Thematik in der Literatur entwikkelte. Das rief unter den Teilnehmern eine große Sympathie für die deutschen revolutionären Schriftsteller hervor. Allen wurde klar, daß Ludwig Renn und seine Kollegen an einem wichtigen Abschnitt des politischen Kampfes standen und unter schwierigen Bedingungen selbstlos arbeiteten; schon das allein flößte Achtung ein.

Sie bezauberte mich

Die Konferenz in Charkow begann im November 1930 und wurde zu einem der glücklichsten Ereignisse meines Lebens. Ich durfte an allen Sitzungen teilnehmen und manchmal sogar von der Tribüne aus übersetzen – so frech war ich damals. Moderne Technik und Kopfhörer gab es bei uns nicht. Den Berufsübersetzern hatte ich wahrscheinlich nur meine jugendliche Naivität und Unbekümmertheit voraus. So wandten sich vor allem deutsche Genossen, die sich für die sowjetische Realität interessierten, mit Fragen an mich. Besonders Anna Seghers, die das erstemal in der Sowjetunion war. Ich lernte sie während der Konferenz kennen, der sie sehr aufmerksam folgte. In den Pausen, während des Essens und auch während unserer Reise zur Großbaustelle des 1. Fünfjahrplans, dem Wasserkraftwerk Dneprostroi, hatten wir Gelegenheit, uns zu unterhalten. Ich erinnere mich an ein Gespräch zwischen zwei Kriti-

Die Studentin des Jahres 1930

kern über ihr erstes Buch, das ich mitangehört hatte: „Was für eine originelle Schreibweise!“ – „Ja, und eine ganz männliche Art zu schreiben!“ Ich kann nicht sagen, daß ich die Größe von Anna als Schriftstellerin bei der ersten Lektüre ihres „Aufstand der Fischer von St. Barbara“ begriffen hatte. Aber als Mensch war sie einzigartig, sie bezauberte mich sehr. Gerade ihre frauliche Herzlichkeit zog mich an, die Unmittelbarkeit im Umgang, die absolute Bescheidenheit, ihre Fähigkeit, sich für den Menschen, der ihr Gesprächspartner war, zu interessieren und in ihren Fragen zum Wesentlichen vorzudringen.

Ich glaube, die Begeisterung für die Schriftstellerin begann mit dem Roman „Die Gefährten“. Zu der Episode des Sowjetunionaufenthaltes des Kämpfers Dudoff, in der sie ihre Eindrücke verarbeitete, schrieb ich ihr: „Sie hat etwas Charakteristisches für Ihre Art, die sowjetische Wirklichkeit aufzunehmen. Ihre Beobachtungen des Lebens wie der Menschen richten sich weniger auf das Feiertägliche und Repräsentative, als auf das Alltägliche, Schlichte, Menschliche. Und in diesem Schlichten, Alltäglichen wissen Sie das Große und Bedeutende zu erkennen und helfen so auch anderen, es zu sehen. Eben darin, so glaube ich, liegt die Anziehungskraft, die Sie als Künstler ausüben.“

In der Bluse des Roten Frontkämpferbundes

Die Charkower Konferenz wurde zu einem besonderen Ereignis für die revolutionäre Weltliteratur. Schriftsteller aus 22 Ländern hatten die Gelegenheit, im ersten sozialistischen Staat zusammenzukommen und über ihre Aufgaben im Kampf gegen Imperialismus und drohende Kriegsgefahr gemeinsam zu beraten. Die meisten sahen die Sowjetunion zum erstenmal, konnten, heimgekehrt, aus eigenem Augenschein über den Aufbau des Sozialismus berichten.

Auf der Konferenz wurden die Erfolge und Leistungen der proletarisch-revolutionären Schriftsteller deutlich, aber sie war auch nicht frei von Fehleinschätzungen. Wie viele andere war auch ich damals überzeugt, daß für uns die wichtigsten Verbündeten nur die proletarisch-revolutionären Schriftsteller seien, also die Kommunisten. Daher sehe ich heute ihre Bedeutung nicht so sehr in den theoretischen Schlußfolgerungen, die doch ziemlich vereinfacht waren, als in dem breiten Meinungsaustausch der Vertreter des internationalen Fortschritts. Bechers Referat gehörte bestimmt zu den zentralen Punkten dieser Konferenz. Er stand am Rednerpult – verhalten, streng, in der Lederjacke und in der hellgrauen Bluse des Roten Frontkämpferbundes. Sein Vortrag hieß „Die Kriegsgefahr und die Aufgaben der revolutionären Schriftsteller“. Es ist bezeichnend, daß Becher bei der Behandlung des hochaktuellen politischen Themas schon damals die Aufgaben der künstlerischen Literatur einbezog. Er bekräftigte, daß im Kampf gegen den Imperialismus allein die Bücher eine wirksame Waffe sein können, die hohen künstlerischen Ansprüchen genügen und frei sind von Schematismus – „Es ist notwendig..., in einer Sprache zu schreiben und zu reden, die eine wirkliche Volkssprache ist... die es versteht, lebendig und anschaulich, nicht von oben herab, sondern aus dem Wesen des Lesers und des Hörers selbst heraus den Sinn unserer Bewegung zu vermitteln.“

Becher war einer der wenigen, der die Frage nach der künstlerischen Qualität aufwarf und das war sehr wichtig. Die Gebrüder Mann und andere bürgerliche Schriftsteller diesen Ranges in der Welt, deren Werke dem sowjetischen Leser in hohen Auflagen zugänglich waren, wurden zu diesem Zeitpunkt noch nicht als Verbündete im Kampf gegen den heraufziehenden Faschismus und Krieg angesehen: Nach den Vorstellungen der RAPP waren sie nicht Feinde, aber auch noch keine Verbündeten. Das Programm einer weiten Bündnispolitik auch mit diesen Autoren wurde mit starkem Engagement Bechers erst später entwickelt.

Nach Abschluß des Kongresses hörte ich wieder Vorlesungen und legte recht oder schlecht die letzten Examen ab. Man war mit uns „dosrotschnikis“, den Vorfristigen, nicht so sehr streng, und es war schon beschlossen, daß ich bei der Internationalen Vereinigung Revolutionärer Schriftsteller arbeiten sollte. Und ich wollte unbedingt dort arbeiten.

Medizin gegen schlechte Stimmung

Das Sekretariat der Internationalen Vereinigung Revolutionärer Schriftsteller und ihre Zeitschrift „Literatur der Weltrevolution“ befanden sich in der Gorkistraße 26. Ein Haus, das es schon lange nicht mehr gibt. Ich war mit vielerlei technischen Arbeiten befaßt, übersetzte, dolmetschte und öffnete gleich vom Morgen an Briefe, die bei der IVRS einliefen. Die Beschäftigung mit der Korrespondenz war für mich mitreißend, unter den Absendern Romain Rolland, der mit seiner originellen Handschrift auf hellblauem Papier Buchstaben setzte, als wollte er sie fliegen lassen. Willi Bredel schrieb viele Briefe aus der Festung Bergedorf, wo er in Haft war. Für mich war es ein Erlebnis, einen Brief mit einem Gefängnisstempel zu erhalten, akkurat mit der Maschine geschrieben, ein genauer Bericht, was er, Willi Bredel, tut, was er schreibt und wie er sich literarisch weiterbildet. Stefan Zweig, Johannes R. Becher und Friedrich Wolf schrieben. Das Lesen dieser Briefe gab mir das Gefühl, unmittelbar am politischen und am literarischen Leben im Ausland teilzunehmen.

Wolf erzählte in seinen Briefen von seinem kämpferischen literarischen Schaffen, über den bevorstehenden Gerichtsprozeß im Zusammenhang mit dem Paragraphen 218, über seine Freude auf die bevorstehende Reise in die Sowjetunion.

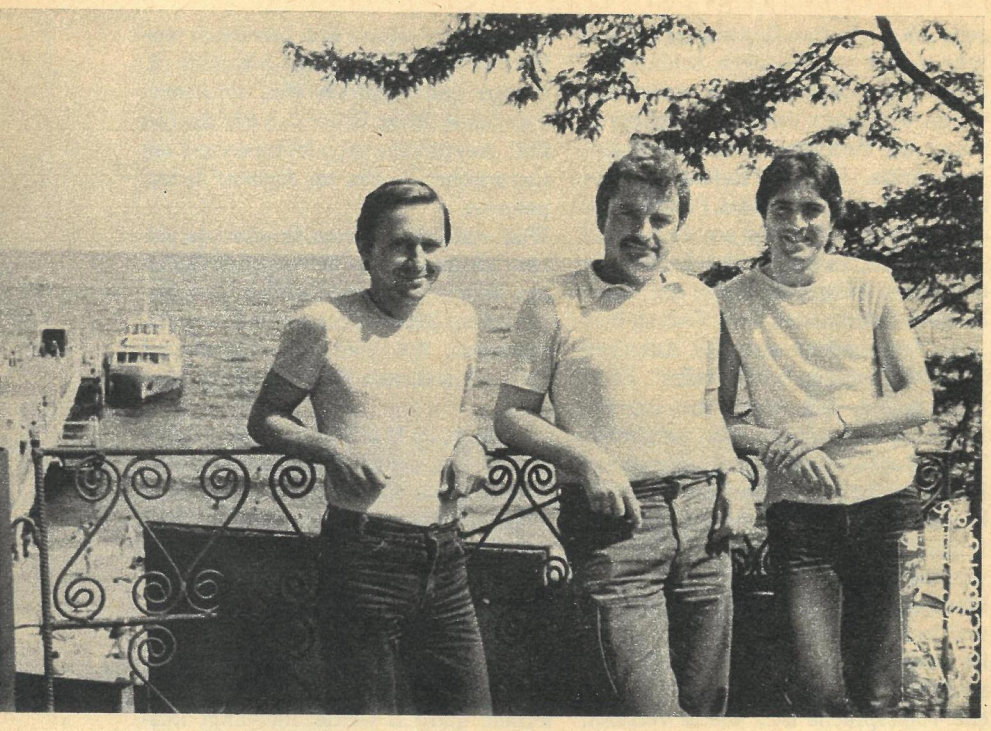
Und dann, im Mai 1931, fand sich Friedrich Wolf in der Gorkistraße ein. Irgend jemand hatte ihn sicher vom Bahnhof abgeholt, aber den Weg zur IVRS fand er allein. Wolf nahm gleich alle Mitarbeiter mit seiner fröhlichen Geselligkeit für sich ein. Für einige Stunden wurde ich zu seiner Dolmetscherin und Fremdenführerin durch Moskau. Gleich zu Beginn sagte er: „Ich will Russisch lernen, und ich werde unbedingt Russisch lernen! Was heißt auf Russisch ‚Kunst ist Waffe‘? Das werden meine ersten russischen Worte sein.“ Und er sprach mir einige Male nach: „Iskust-wo – orushije“.

Wir gingen zu Fuß durch Moskau. In dieser Zeit gab es nicht gerade viele Autos. Der Tag war sonnig, Wolf ging mit schnellen, sicheren Schritten, schaute sich um, stellte Fragen. Für mich war nicht zu übersehen, daß es ihm bei uns gefiel. Ihn störte die bescheidene Kleidung und die Armseligkeit der Schaufensterauslagen nicht. Er war in das Land der Freunde gekommen – augenscheinlich war das für ihn das Wichtigste.

In Moskau akklimatisierte er sich schnell. Manchmal kam er zu uns in die IVRS – unverändert aufgeräumt, sportlich straff und herzlich. Eine Mitarbeiterin wandte sich halb im Spaß, halb im Ernst an Wolf: „Sie sind doch Arzt – schreiben Sie mir bitte eine Medizin gegen schlechte Stimmung auf.“ Wolf antwortete schlagfertig: „Kalte Abreibungen und einen Freund.“

Einmal sollte ich ihn anders erleben. Es war gleich am ersten Tag seines Aufenthaltes. Einige Theater interessierten sich für Wolfs Stücke. Ich begleitete ihn zum Allrussischen Komitee der Dramatiker „Wseroskomdram“. Er mußte irgendwelche Papiere unterschreiben, um seine Autorenrechte zu sichern. Man teilte ihm mit, daß sein Geld auf ein Konto überwiesen würde und er es sich bei seinem nächsten Besuch abholen könne. Wolf wurde plötzlich ganz ernst und sein Gesicht verdüsterte sich. Er sagte mir: „Bei euch kann man sich nicht vorstellen, wie gespannt die Lage bei uns in Deutschland ist. Die Faschisten hassen mich. Aber wenn sie mich töten, wird dieses Geld meinen Söhnen helfen.“ Es beeindruckte mich, wie einfach er das sagte und daß er damals diese Eventualität nicht für ausgeschlossen hielt.

Fortsetzung im nächsten Heft



Gerald Schadow, Jahrgang 1954, Konstrukteur, stellvertretender Leiter der Abteilung Anlagentechnik – 1972-77 Studium an der Polytechnischen Hochschule Odessa, Fach: Konstruktion und Technologie von Radioapparaturen, Abschluß als Diplom-Ingenieur – seit 1979 ständige Einsätze in der Sowjetunion bei Verhandlungen, Erprobungen, technischen Demonstrationen, Ausstellungen, Montagen – Mitglied des Vorstandes der Betriebsorganisation der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft. Das Erinnerungsfoto zeigt die Brigade, die die Chefmontage in der Universität Odessa durchführte.

Die Sache, mit der wir uns seit fünf Jahren beschäftigen, ist für den Betrieb ein Stück Neuland und ganz und gar deutsch-sowjetisch: Ausstattung von Hochschulen der UdSSR mit Einrichtungen des Bildungsfernsehens. Es fing damit an, daß wir im Leningrader Institut für Kinoingenieure nach den entsprechenden Vorgaben eine Musteranlage aufbauten. Sehr schnell waren die Leningrader mit unserer Entwicklung vertraut, steuerten aus der eigenen Küche noch ein paar Extras bei. Von Professor Antipin, dem Rektor des Instituts, zugleich Vorsitzender des technischen Rates für Lehrfernsehen, auf jede Weise gefördert, machten wir mächtig Tempo. 1983 wurden die ersten drei Anlagen, und zwar in Moskau, Leningrad und Donezk, montiert, dieses Jahr werden bereits zwanzig geliefert.

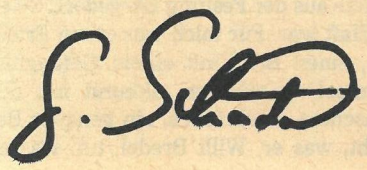
Da kann im Betrieb nicht alles nach der gewohnten Tour gehen. So übernimmt die Abteilung Technik eine Reihe von Entwicklungsaufgaben, damit wir das Jahresziel schaffen – Verdoppelung des Exports nach der Sowjetunion gegenüber 1984. Aber auch bei den Anwendern in der UdSSR mußten wir erst Voraussetzungen für die Zusammenarbeit bei der Montage und Inbetriebnahme unserer Technik schaffen. Dazu gehörte, rechtzeitig sowjetische Freunde in unserem Betrieb zu schulen und jetzt regelmäßig Kundendienstlehrgänge im Technischen Zentrum unseres Kombinates in der sowjetischen Hauptstadt durchzuführen.

Was bringt das Bildungsfernsehen? Kurz gesagt, einen erheblichen Zuwachs an Effektivität bei der Wissensvermittlung. Der Dozent füttert von einem Steuerpult aus sein Auditorium über eine Gruppe im Raum verteilter Bildschirme mit optischen Informationen, von der aufgezeichneten Formel bis zum 16 mm-Film. Da heißt es für den Studenten, immer voll dazusein. Nicht einmal geflüstert wurde, als ich in Donezk bei darstellender Geometrie „hospitierte". Wenn ich an meine Stundentenzeit in Odessa denke... Damals sahen wir gemütlich zu, wie unser guter alter Mathematiker mit Kreide Linie für Linie an die Tafel malte.

Eine Variante, die seltener benötigt wird, ist die sogenannte Mitschau-Anlage. An pädagogischen Hochschulen wird ein Klassenzimmer für Lehrproben so ausgestattet, daß Videokameras aus einem Nebenraum den Lehrer und jeden einzelnen Schüler die ganze Unterrichtsstunde verfolgen. Unbemerkt, ohne Störung des Ablaufs, können beliebig viele Zuschauer dabeisein, und der Kandidat hat Gelegenheit, hinterher per Aufzeichnung zu sehen, wie er bei seinen Schülern ankam.

Aus der Sowjetunion, diesem Riesenland mit seinen unterschiedlichen und doch durch eine Idee verbundenen Bewohnern, kehrt keiner so zurück, wie er hinfuhr. Zu denen, die in Studentenzeiten mein Weltbild formten, gehört neben Professoren ein einfacher Eisenbahner. Arkadi Petrowitsch, der als Kriegsgefangener das Konzentrationslager Sachsenhausen überlebte, wurde für mich, einen jungen Deutschen, und später auch für meine Familie ein väterlicher Freund. Jeden Sommer wartet er darauf, daß meine Frau Valentina und ich mit dem Sohn bei ihm in Odessa hereinschauen.

Und was die Arbeit betrifft, da freue ich mich schon auf die kommenden Aufgaben an Hochschulen in Taschkent, Frunse und Baku. Der Süden ist meine besondere Liebe. Haben Sie schon einmal Zuckermelone gekostet, frisch von der ersten Ernte, wenn ein freundlicher Hauswirt sie für den Gast aus dem Brunnen nimmt...



Erlebnisse von der Baustelle (3)

An wichtigen Vorhaben in der Sowjetunion wirken sie mit: Facharbeiter, Ingenieure aus Betrieben der DDR. Große Werte sind ihnen anvertraut, erfüllte Verträge ihr Stolz. Doch das Wertvollste gewannen sie für sich selber – das Erlebnis des Bruderlandes in seiner unmittelbarsten Form. Das ist es wert, daß man nach Jahren noch davon erzählt.

VEB Studiotechnik Berlin, 600 Mitarbeiter, Erzeugnisbereiche: angewandte Fernsehtechnik, Röntgen-Fernsehen (Spezialisierung im Rahmen des RGW), Bilderkennungssysteme auf CCD-Basis (ladungsgekoppelte Bauelemente) – enge technologische Zusammenarbeit mit der UdSSR, umfangreiche Lieferungen von Anlagen und Geräten auch nach der ČSSR, nach Polen und Bulgarien – im Wettbewerb zum XI. Parteitag der SED werden 1985 sechs neue Erzeugnisse, darunter Kameras und Bildschreiber, in die Produktion übergeleitet.

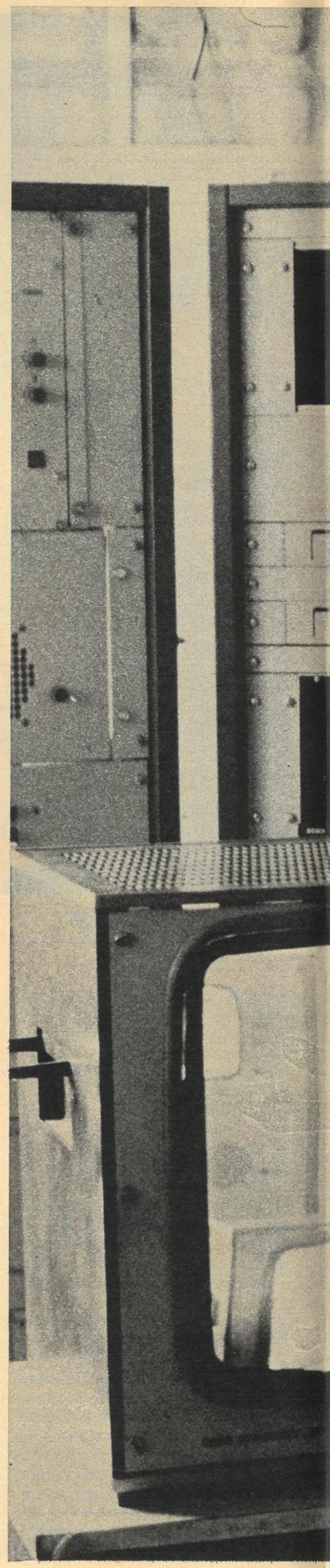


Foto: D. Steinberg

Fernsehen nach Maß

Weinert spricht!

Tausend Leute im Saal – Bürger, Kleinbürger, Arbeiter, ein halbes Hundert Polizisten: Politische Versammlung 1930, Erich Weinert spricht. Seine Sprache ist einleuchtend, eindringlich, mit treffsicherem Witz, jedes Wort ein Schuß, jeder Satz eine Breitseite dem Feind. Der liefert ihm die Munition. Der steht rechts, ultrarechts, er, der Dichter, links, genau dort, wohin ihn Erziehung, Erfahrung, politischer Verstand und Talent gestellt haben. Die unten sind die Betroffenen, die Erleidenden, sie müssen aufgerüttelt, aufgeklärt, zur Tat ermutigt werden. Die Zuhörer fühlen – da ist einer, der weiß, wovon er spricht. Das ist die Wahrheit. Und selbst so mancher Polizist im Saal fängt an, darüber nachzudenken.

Der erste Weltkrieg ist zu Ende, die Novemberrevolution findet den achtundzwanzigjährigen Erich Weinert als ihren Agitator unter den Soldaten. Aber nicht lange, und sein Eifer erlahmt –. Seine Hoffnung auf einen machtvollen, weitergreifenden revolutionären Aufschwung schwindet. Statt dessen sieht er die Wiederkehr der patriotischen Gehröcke und sonstigen reaktionären Ungeziefers, wie er feststellt, die sich „kaum, daß das Blut der Arbeiter getrocknet war, öffentlich mit den Emblemen der Reaktion versammeln durften…" Er hat das Verlangen, sie bloßzustellen, und entdeckt dabei für sich die großen Möglichkeiten der Satire und sein Talent für das satirische Gedicht. In Leipzig, in der Pfaffendorfer Straße 4, hat sich das politisch-literarische Kabarett „Retorte" aufgetan. Den Winter 1920 über hatte Weinert in Magdeburg, seiner Geburtsstadt, als Zeichenlehrer gearbeitet. Jetzt zu Anfang des Jahres 21 macht er sich nach Leipzig auf. Gedichte zum Vortrag in der Tasche. Und sogleich wird er mit seinem darstellerischen Temperament und seinen originellen Texten zum Star des Ensembles. Er schaut hinter die Fräcke, Schärpen und Ordensschnallen, er reißt ihnen die Zylinder vom Schädel – den Ewig-Gestrigen. Und das klingt so: „Dem Hecht / Ging's einmal schlecht: / Er hing in der Reuse / In sichrem Gehäuse / Da gab's nichts zu prassen und nichts zu schlarpfen, / Weder Brassen noch Karpfen. / Die junge Karpfenbrut / Fand das gerecht und gut; denn nun hätte sie endlich Ruh und Genuß / In ihrem Loche; / Und das wäre der Schluß / Der feudalen Epoche. / Aber die Ältern / Befreiten den Hecht aus seinen Behältern.- / Sie sagten: wir hängen am alten. / Die eherne Tradition wird heiliggehalten! / Jedem Karpfengeschlecht / Gab Gott seinen Hecht. / Sein Privileg ist göttliches Recht. / Der Hecht, die Situation ausnutzend, / Fraß von den jüngeren Volksgenossen / Sogleich ein gehäuftes Dutzend / Nebst Flunsch und Flossen. / Die Alten wedelten mit dem Schwanz / Und sangen: Heil dir im Siegerkranz!"

Die Entlarvung der sich wieder etablierenden Reaktion in der Weimarer Republik genügt dem Kabarettisten Weinert schon bald nicht mehr. Sein Spott soll die am stärksten Betroffenen aktivieren, soll das Volk bewegen, seinen Willen zur Veränderung anstacheln. Er macht sich über die Kabaretthumoristen mit „satirischem Einschlag" lustig, die „gelegentlich den rudimentären Revolutionsnerv beim guten Bürger" kitzeln, aber nichts umstürzen.

Schon ein Jahr darauf ist Weinert in Berlin, wo sich im sogenannten Künstler-Café, dem „Küka", in der Nähe des Bahnhofs Zoo ein literarisches Kabarett eingerichtet hat. Besitzer dieses Cafés der Inflationsbohème ist ein ehemaliger preußischer Major, dem der neue Kabarettist mit seinen witzig-spritzigen Versen zahlungskräftige Kundschaft zuführt. Als Weinert jedoch sein bissiges Gedicht „Der Kriegerverein feiert Denkmalsweihe" vorträgt, setzt ihn der in seiner Offiziersehre Gekränkte an die Luft.

Im „Küka" hatte Weinert auch Redakteure der „Roten Fahne" kennengelernt, die ihn zur Mitarbeit aufforderten. „Am Schreiben liegt mir weniger", sagte er zu einem von ihnen, „ich möchte viel lieber in Versammlungen sprechen."

Die Vorliebe Weinerts für das gesprochene Wort ist in seinem besonderen Talent begründet. Er ist der Auffassung, daß der Dichter, sofern er die Gabe des schöpferischen Vortrags besitzt, der beste Interpret seiner Dichtungen sei. „Er allein", sagt Weinert, „kennt ihre nicht aufschreibbare, innere Melodie." Der Sprechdichter wirke stärker als der, welcher sich nur durch das gedruckte Wort mitzuteilen vermag.

Fast alle Gedichte Weinerts sind auf die Suggestivkraft des Vortrags, auf unmittelbare Massenwirksamkeit zugeschrieben. Deshalb habe er auch nie Gedichte ausgeschickt, die ihre Leser auf gut

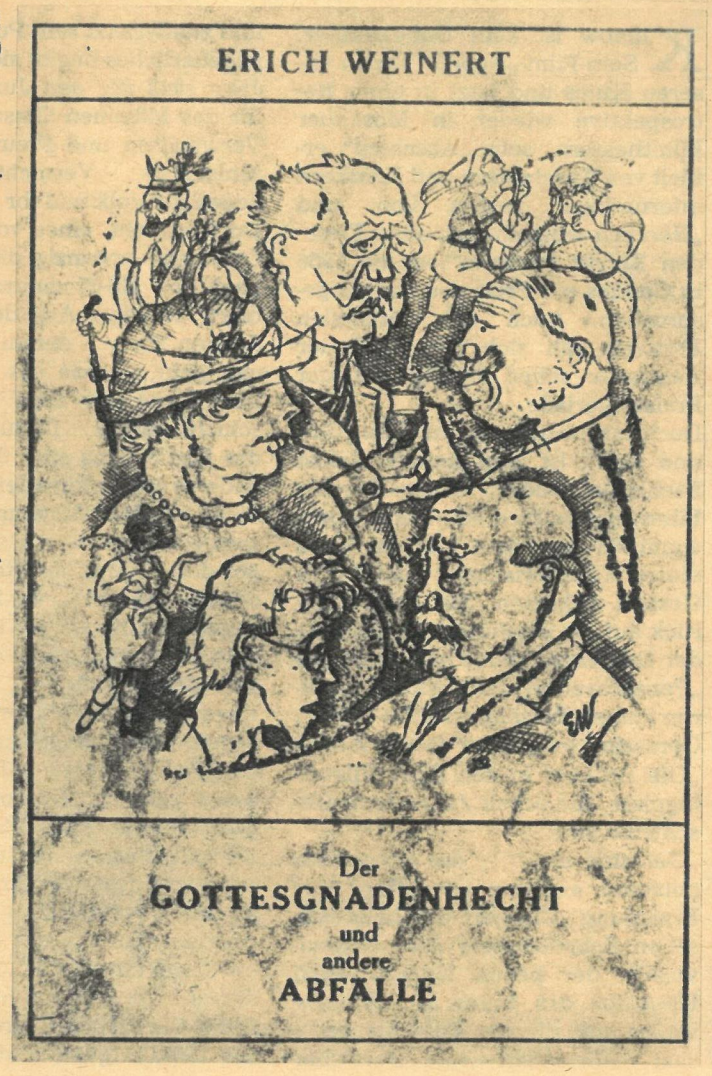
Zum 95. Geburtstag des Dichters am 4. August 1985

Glück suchen mußten. Sie waren stets an eine Adresse gerichtet, an ein Publikum, das er genauso gut kannte wie sein poetisches Instrumentarium. Die überraschende Wirkung seiner Gedichte beruhte gerade darauf, daß sie den Millionen Elenden „aus dem Herzen gesprochen" waren. Augen- und Ohrenzeugen Weinertscher Dicht- und Vortragskunst bestätigen, daß seine Zuhörer ihn auf Anhieb verstanden haben, um so mehr, da er ihren ursprünglichen Sinn für Komik, Witz und satirische Verfremdung ansprach. „Die enge Verwandtschaft der Satire mit der elementaren Volksdichtung", so schreibt Weinert, „macht es... verständlich, daß jene im politischen Leben des Proletariats einen stärkeren Widerhall findet als die Stimme des revolutionären Pathetikers... Wie oft habe ich in proletarischen Veranstaltungen erlebt, daß der flammendste Hymnus die Hörer nicht zu entzünden vermochte, der volkswitzhafte satirische Ton hingegen spontan Kundgebungen entfesselte..."

„Zwischenspiel" nannte Weinert später eine Sammlung seiner Gedichte, die in den Jahren zwischen dem Ende des ersten Weltkrieges und dem Beginn der Vorbereitung des nächsten Krieges durch die Faschisten erschienen waren. Diese Zeit, eigentlich ein Vorspiel im kämpferischen Leben Weinerts, ist eine Zeit angespannter politischer und literarischer Arbeit für die Sache der revolutionären Arbeiterklasse, im Dienste der Partei. Seine Gedichte stehen in der „Roten Fahne" oder in der „AIZ", der „Arbeiter-Illustrierten-Zeitung", in Hunderten von Massenkundgebungen, Versammlungen und literarischen Abenden erhebt Erich Weinert seine Stimme gegen die schwarz-weiß-rote Koalition, gegen Krieg und heraufziehenden Faschismus, für die Solidarität und die Einheit des Proletariats. Kein Wunder, daß die Herrschenden diese Stimme mundtot machen wollen. Verschärfte Zensur und Auftrittsverbote, gerichtliche Verfolgungen und Strafbescheide, Morddrohungen und Anschläge des braunen Mob auf das Leben des Dichters – auch eine Chronik des unbarmherzigen Klassenkampfes. Noch im Herbst 1932 wird ein Verfahren wegen „Verhöhnung des heiligen Gedankens der Vaterlandsverteidigung" gegen Weinert anhängig gemacht. Ein Ochse, so stand es in der AIZ zu lesen, verteidigt den Krieg und seine Urheber, und es heißt: „Nein, freiwillig gehen wir in den Tod! / Sie treffen mich nicht mit Ihrem Gelächter. Ich bin ein Ochse von altem Schrot / Und stehe in Treue zu meinem Schlächter!"

So kommt das verhängnisvolle Jahr 33 heran. Da geht es nicht mehr um Rede-

Fortsetzung auf Seite 32



Erich Weinert im Jahre 1930 in Berlin (links)

Der Dichter spricht auf einer Kundgebung zur Einweihung eines Kinderferienlagers (rechts)

Titelblatt der Programmzeitschrift der „Retorte", gezeichnet von Erich Weinert.

Ebenfalls von ihm gezeichneter Buchumschlag der ersten Ausgabe seiner Kabarettexte 1923

Reproduktionen: Aus „Bildbiographie Erich Weinert, Henschel-Verlag Berlin 1970"

Fortsetzung von Seite 31

verbote und gerichtliche Verfügungen. Als die Nazipolizei in der Reichstagsbrandnacht vor seiner Berliner Wohnungstür steht, ist Weinert bereits zu einer längeren Vortragstournee in die Schweiz abgereist.

„Der Volksfeind hat sich wieder erhoben. / Das Pack der Schmarotzer regiert, / Ein Waffenklirrer sitzt wieder oben / Der nur eine Parole im Maule führt: / Krieg!"

Als Weinert diese Warnung „den schlafmützigen oder verblendeten Deutschen" per Äther über die Grenze schickt, ist er Mitarbeiter des Moskauer Rundfunks, und man schreibt das Jahr 35. Es ist das Jahr der Wiedereinführung der allgemeinen Wehrpflicht in Deutschland, das Jahr der Nürnberger Rassengesetze und des Beginns der faschistischen Annexionspolitik, aber auch des Anfangs einer neuen Strategie und Taktik der Partei, die auf Sturz der Hitlerdiktatur, Verhinderung des Krieges, Schaffung der Aktionseinheit der deutschen Arbeiterklasse und einer antifaschistischen Volksfront aller deutschen Hitlergegner gerichtet ist. Weinerts Propagandaarbeit am Moskauer Sender ist diesen unaufschiebbaren aktuellen Zielen verpflichtet, denn: „Heute steht er vor dem Schloß in Berlin / Und läßt seine Garden vorüberziehn... / Hier hatte auch vierzehn einer gestanden, / Der trieb schon einmal das Volk zuschanden. / Doch seine Kriegsstandarte zerriß / Im ersten Novemberorkane. / Und am Morgen wehte, hell und gewiß / Unsere Fahne!"

Der Sieg, von dem der Dichter träumt, ist jedoch noch weit. Noch weiß niemand, wieviel Opfer er dereinst kosten wird. Im Februar 1936 entsteht in Spanien eine Volksfrontregierung, die von den Kommunisten bis zu den Demokraten alle progressiven Kräfte vereint. Sechs Monate später greift die monarcho-klerikale Reaktion unter der Führung General Francos die junge spanische Republik an. Franco erfreut sich der offenen militärischen Unterstützung der faschistischen Staaten Deutschland und Italien, für die dieser konterrevolutionäre Putsch eine willkommene Gelegenheit ist, den geplanten großen Krieg zu proben. Weinert erklärt auf dem Internationalen Schriftstellerkongreß zur Rettung der europäischen Kultur in Madrid: Des wahren Dichters Haltung zu diesem Ereignis kann nicht zweifelhaft sein – er wird sich zu denen schlagen, die die Spanische Republik verteidigen. Er selbst nimmt als Mitarbeiter des Kriegskommissariats der XI. Interbrigade am Krieg teil, schreibt Reportagen von den Frontschauplätzen und Kampflieder, die von deutschen Antifaschisten gesungen werden, wie z. B. das „Lied der Internationalen Brigaden".

Schon einen Tag nach Hitlers Überfall auf die Sowjetunion ist Weinert Mitarbeiter der politischen Verwaltung der Roten Armee. Er hat die Aufgabe, sich ein Bild vom Geistes- und Gefühlszustand derer zu machen, die Hitlers Befehle befolgen. Er braucht Anhaltspunkte für die ideologische Aufklärungsarbeit unter den deutschen Soldaten. Seine Waffe ist die Kunst, die Poesie des schlagenden Arguments, die Wahrheit. „Deutschland hat heute die Welt zum Feind, / Doch welches Deutschland ist denn gemeint! / Wir wissen, daß es zwei Deutschland gibt: / Eins, das man haßt, eins, das man liebt. / Das eine, das sich Hitler verschrieben, / Das andere, das sich treu geblieben. / Das ehrlose muß zugrunde gehn, / Soll das bessere wieder auferstehn! / Und führen wir gegen das eine Krieg, / So sichern wir dem andern den Sieg."

In Millionen Exemplaren werden Weinerts Flugblätter über der deutschen Front abgeworfen. Ihr Verfasser aber erlebt, wie alle seine Kampfgefährten in diesen apokalyptischen Jahren, die bittere Enttäuschung, daß Appelle an die Vernunft nicht ausreichen. Das Gift der Nazipropaganda lähmt die Denkkraft der Soldaten, der schwarze Terror ihren Mut zum Widerstand. „Noch nie habe ich so hohe Auflagen gehabt – aber auch noch nie ein so störrisches Publikum", sagt der Dichter. Deshalb wird seine Ansprache hart und konkret. Im Weihnachtsflugblatt von 1942 heißt es: „Vom Himmel hoch, da komm ich her. / Ich bring euch keine Goebbels-Mär, / Ich bring euch keine Feindeslist, / Ich bring die Wahrheit, wie sie ist. / Doch keiner mehr dem Tod entrinnt, / Wenn erst der letzte Schlag beginnt. / Wollt ihr, daß ihr zur Weihnachtszeit / Vor Stalingrad begraben seid?"

Die beschwörenden Worte der deutschen Antifaschisten, die aufwühlenden Ansprachen Weinerts, verhallen im frostigen Januarwind des Jahres 43. Das letzte Angebot der Roten Armee zu rechtzeitiger Kapitulation wird von der Führung der 6. Armee mit hochmütiger Ablehnung beantwortet. Da beginnt das Inferno. Drei Wochen lang zerfetzen Tausende Batterien der Roten Armee die Erde von Stalingrad. Fast eine Viertelmillion Deutscher begräbt der Feuersturm unter sich. Dann ist es plötzlich still, totenstill in der Steppe zwischen Wolga und Don. An diesem totenstillen 3. Februar sitzt Erich Weinert, wie er sich später erinnert, am Rand des Frontflugplatzes Sawarygino und wartet auf die Douglas, die ihn nach Moskau zurückbringen soll. „Hier war für mich nichts mehr zu tun", sagt er mit erschütterndem Lakonismus. Ein junger russischer Major, der ebenfalls auf die Maschine wartet, sagt: „Das geschieht den Fritzen recht, unsere Aufforderung, ehrenvoll zu kapitulieren, haben sie ja mit Hohn zurückgewiesen." „Schon richtig", entgegnet ihm Weinert, „und trotzdem macht es mir großen Kummer, daß die Hunderttausende unsere ehrlichen und eindringlichen Warnungen überhört und den faschistischen Betrügern bis zuletzt Glauben geschenkt haben..."

Der Schmerz kann im Dichter aber nicht die Freude übertönen, daß die Nacht des Faschismus nun nicht mehr lange währen wird. Als es Tag zu werden beginnt, ist der Rufer und Mahner, der Dichter und Patriot Erich Weinert in das Deutschland zurückgekehrt, für das er sein Lebtag gelitten und gestritten hat.

Helmut Zemke

Klimow ist kein Unbekannter. Sein Film „Agonie" lief in unseren Kinos und jetzt in einer Retrospektive wieder in Moskauer Filmtheatern, sein „Abschied" erhielt von Zuschauern und Kritikern international großes Lob, und „Herzlich willkommen, oder: Fremden Zutritt verboten" wurde 1966 in Cannes ein Preis der Jury zugesprochen. Auch auf nationalen Festivals sah sich der Moskauer Regisseur schon häufig auf der Preisträgerliste.

Doch mit seinem neuen Film „Geh und sieh"! ist alles anders. Selbst Fachleute der internationalen Filmszene mußten lange überlegen, wann sie das letzte Mal ein Werk dieser künstlerischen Qualität zu Gesicht bekamen. Sie griffen zurück auf die erschütternde Episode der Odessaer Treppe in Eisensteins „Panzerkreuzer Potjomkin", anderen kamen Bertoluccis Film „1900", Gerassimows „Stiller Don", Wickis „Die Brücke" in den Sinn. Filmereignisse, die schon Jahrzehnte Geschichte sind.

„Geh und sieh!" – das Szenarium entstand auf der Grundlage der Erzählung „Chatyn" des belorussischen Schriftstellers Ales Adamowitsch, der neben Klimow auch Ko-Autor des Films ist. Klimow schont mit diesem Film keinen – sich nicht, nicht seine Darsteller und zuallerletzt sein Publikum. Ungeheuerliches begibt sich in diesem Jahr 1943 für den Jungen Fljora, für das Mädchen Glascha, für ihre Verwandten und Freunde. Der faschistische Vernichtungsfeldzug gegen ihr Volk und ihr Land hat ihr Dorf erreicht, eines von sechshundertachtundzwanzig, die in Belorußland von SS-Kommandos „ausradiert" wurden. Aus der Sicht des Jungen Fljora – der zu den Partisanen geht, gerade hat er sich verliebt – ist der Film erzählt. Geschichtsbücher, Dokumentationen des Schreckens sind das eine. Ein anderes ist die künstlerisch-heutige Sicht auf den Vorgang, vorgenommen von Klimow, der als Achtjähriger den Kampf um Stalingrad miterlebte und seit dieser Zeit den Haß gegen den Krieg tief in sich trägt. Sein Vater gehörte zu den Verteidigern Stalingrads.

Eindringlichere Bilder des Hasses gegen Krieg, Faschismus, Zerstörung habe ich noch auf keiner Leinwand gesehen. Klimow stellt den Zuschauer an Fljoras Seite, „wende dich nicht ab, wenn du mit ihm erlebst, erleidest, was ihm widerfährt, schließ die entsetzten Augen nicht vor dem Grauen, das ihn in Tagen um Jahre altern läßt..." Der Wucht dieses Films entzieht man sich nicht. Sie resultiert großenteils aus der Gradlinigkeit und Einfachheit

der Fabel, übernommen so aus Adamowitschs Erzählung. Klimow jedoch bewies, daß verfilmte Literatur zu eigener, überwältigender künstlerischer Aussage führen kann, wenn die Mittel des Films konsequent eingesetzt werden. Und Klimows Konsequenz ist beklemmend! Da wird nichts geschönt oder verschwiegen, Grausamkeit wird nicht stilisiert. Sie wird entlarvt als konkretes menschliches Handeln, verübt von vielen einzelnen vertierten, mit irrationalistischer, faschistischer Ideologie verhetzten Menschen.

Hunger, Verzweiflung, die erbarmungslose Vergeltung werden nicht um ihrer selbst willen vorgezeigt, vielmehr als Mahnung, übergreifend ins Heute. Bilder von menschlicher Behauptung angesichts der Unmenschlichkeit, tiefer Friedenssehnsucht angesichts des Kriegsverbrechens, Bilder heiligen Hasses angesichts des Wütens der Henker. Viel hängt dabei vom Betrachter ab, von seinem Geschichts-, seinem Zeitverständnis! Und junge Leute sollte man nicht allein lassen mit diesem Film. Kein Kriegsfilm. Ein Anti-Kriegsfilm. Ein Denkmal der Mahnung, der Trauer. Ein großer Film jedenfalls. Wer ihn sieht, soviel ist gewiß, wird in Bestürzung geraten. Das soll geschehen sein? Dazu sind Menschen fähig? An Klimows Antwort ist kein Zweifel: Ja. Das geschah. Damals in Belorußland, später in Vietnam. So etwas geschieht heute. Man lese Zeitungen, die Gefahr ist latent, solange wir nicht wachsam und machtvoll jenen Kräften entgegentreten, die hinter diesen Menschheitsverbrechen stehen.

Man verläßt diesen Film als ein anderer.

Jürgen Geitner (Text)
Lew Lupow (Szenenfotos)

Ich verließ diesen Film als ein anderer

Elem Klimows „GEH UND SIEH!"

Anton Tschechow

Aus den Notizen eines Jähzornigen

Anton Tschechow bekannte, daß er in seinen Erzählungen, Dramen, keine Rezepte zu geben wußte gegen soziale Ungerechtigkeit, Unterdrückung, Konvention und Heuchelei. Die schonungslos aufgezeichnete Wahrheit allein ist ihm Mittel, Denken und Handeln des Lesers zu aktivieren. Und er handhabt dieses Mittel brillant: mit tiefem Blick ins Leben und hohem schriftstellerischem Können. Was auch unsere Erzählung aus dem Jahre 1887 beweist. Sie erschien jetzt wieder bei Reclam in einem gleichnamigen Bändchen, dem auch 10 Lithografien von Anatoli Kaplan beigefügt sind. Die Erzählung wurde von Georg Schwarz übersetzt.

Ich bin ein ernster Mensch, und mein Gehirn hat eine Schwäche für das Philosophische. Von Beruf bin ich Finanzwissenschaftler, ich studiere das Finanzrecht und schreibe eine Dissertation mit dem Titel: „Vergangenheit und Zukunft der Hundesteuer." Sie werden zugeben, daß ich keinen Sinn für Mädchen, Romanzen, den Mond und allerlei andere Dummheiten haben kann.

Es ist Morgen. Zehn Uhr. Meine maman gießt mir ein Glas Kaffee ein. Ich trinke den Kaffee und gehe auf den kleinen Balkon hinaus, um mich sogleich an meine Dissertation zu machen. Ich nehme ein leeres Blatt Papier, tauche die Feder ein und schreibe den Titel nieder: „Vergangenheit und Zukunft der Hundesteuer". Nach kurzem Nachdenken fahre ich fort: „Geschichtlicher Überblick. Nach gewissen Hinweisen bei Herodot und Xenophon zu urteilen, liegt der Ursprung der Hundesteuer ..." In diesem Augenblick höre ich jedoch höchst verdächtige Schritte. Ich blicke vom Balkon und sehe ein junges Mädchen mit langem Gesicht und langer Taille. Sie heißt, glaube ich, Nadenka oder Warenka, was übrigens absolut gleichgültig ist. Sie sucht etwas, sieht mich scheinbar nicht und summt vor sich hin: „Denkst du noch an das Lied voller Zärtlichkeit ..." Ich überlese, was ich geschrieben habe, und will fortfahren, aber das Mädchen tut, als bemerke sie mich gerade, und sagt mit trauriger Stimme: „Guten Tag. Nikolai Andrejitsch! Stellen Sie sich vor, was mir passiert ist! Da gehe ich gestern spazieren und verliere doch eine Berlocke von meinem Armband!"

Ich überlese noch einmal den Anfang meiner Dissertation, verbessere den Querstrich des Buchstaben Z und will fortfahren, doch das Mädchen läßt nicht locker.

„Nikolai Andrejitsch", sagt sie „seien Sie so lieb und begleiten Sie mich nach Haus! Die Karelins haben einen so riesigen Hund, daß ich mich nicht allein an ihm vorbeitraue." Was soll man machen? Ich lege also die Feder aus der Hand und gehe hinunter. Nadenka oder Warenka hakt sich bei mir ein, und wir streben gemeinsam ihrem Sommerhaus zu.

Wenn mir die Pflicht zufällt, Arm in Arm, mit einer Dame oder mit einem jungen Mädchen zu gehen, fühle ich mich stets als eine Art Haken, an den man einen schweren Pelz gehängt hat; Nadenka oder Warenka aber, unter uns gesagt – eine leidenschaftliche Natur (ihr Großvater war Armenier), besitzt die besondere Gabe, sich mit der ganzen Schwere ihres Körpers an Ihren Arm zu hängen und sich gleich einem Blutegel an Ihrer Seite festzusaugen. Wir gehen also nebeneinanderher ... Als wir bei den Karelins vorbeikommen, sehe ich den großen Hund und werde an die Hundesteuer erinnert. Ich denke mißgestimmt an die begonnene Arbeit und seufze.

„Worüber seufzen Sie?" fragt Nadenka oder Warenka und seufzt ebenfalls.

Ich muß hier einschalten, daß sich Nadenka oder Warenka (jetzt erinnere ich mich, daß sie, glaube ich, Maschenka heißt) aus irgendeinem Grund einbildet, ich sei in sie verliebt, und sie betrachtet es als ein Gebot der Nächstenliebe, mich ständig mitfühlend anzublicken und meine Seelenwunde durch Zureden zu heilen.

„Hören Sie", sagt sie und bleibt stehen, „ich weiß, warum Sie seufzen. Sie sind verliebt, jawohl! Ich bitte Sie aber im Namen unserer Freundschaft, mir zu glauben, das Mädchen, das Sie lieben, ist von Hochachtung für Sie erfüllt! Sie vermag Ihre Liebe nicht mit der gleichen Münze zu entgelten, was kann sie indessen dafür, wenn ihr Herz bereits seit langem einem anderen gehört?"

Maschenkas Nase wird rot und schwillt an, ihre Augen füllen sich mit Tränen; sie erwartet offenbar eine Antwort von mir, aber glücklicherweise sind wir gerade angelangt ... Auf der Terrasse sitzt Maschenkas maman, eine herzensgute, aber in Vorurteilen befangene Frau; sie sieht das erregte Gesicht ihrer Tochter, heftet den Blick auf mich und seufzt, als wenn sie sagen wollte: Ach, die Jugend, nicht mal ein bißchen verstellen können sie sich! Außer ihr sitzen einige bunte Mädchen und mein Landhausnachbar auf der Terrasse, ein verabschiedeter Offizier, der im letzten Krieg an der linken Schläfe und an der rechten Hüfte verwundet wurde. Der Unglückselige hat sich gleich mir zum Ziel gesetzt, sich in diesem Sommer einer literarischen Arbeit zu widmen. Er schreibt an seinen „Memoiren einer Militärperson". Gleich mir macht er sich jeden Morgen an sein verdienstvolles Werk, doch kaum gelingt es ihm niederzuschreiben: „Ich bin geboren in ...", erscheint unter seinem Balkon eine Warenka oder Maschenka und belegt den versehrten Knecht Gottes mit Beschlag.

Alles, was auf der Terrasse sitzt, liest irgendwelche albernen Beeren aus, die eingekocht werden sollen. Ich verbeuge mich und will gehen, aber die bunten Mädchen entreißen mir kreischend den Hut und verlangen, daß ich dableibe. Ich setze mich. Man bringt mir einen Teller mit Beeren und eine Haarnadel. Ich mache mich an die Arbeit.

Die bunten Mädchen unterhalten sich über das Thema Männer. Der ist nett, der schön, aber unsympathisch, der häßlich, aber sympathisch, der wäre nicht übel, wenn seine Nase nicht einem Fingerhut gliche, und so weiter.

„Sie, Monsieur Nicolas", wendet sich Warenkas maman an mich, „sind nicht hübsch, aber sympathisch ... Sie haben so was Gewisses im Gesicht ... Im übrigen", sie seufzt, „ist beim Mann nicht die Schönheit das Ausschlaggebende, sondern der Verstand ..."

Die Mädchen seufzen und senken den Blick ... Auch sie sind der Ansicht, daß beim Mann das Ausschlaggebende nicht nur die Schönheit, sondern der Verstand ist. Ich schiele zum Spiegel hinüber, um festzustellen, inwieweit ich sympathisch bin. Ich sehe einen zottigen Kopf und einen zottigen Bart, den Schnurrbart, die Brauen, Haare auf den Wangen und Haare unter den Augen – kurz, einen ganzen Wald, aus dem gleich einer Feuerwehrwarte meine solide Nase herausragt. Schön, in der Tat. „Im übrigen, Nicolas, werden Sie sich dank Ihrer seelischen Eigenschaften durchsetzen", sagt Nadenkas maman und seufzt wie zur Bekräftigung eines geheimen Gedankens.

Nadenka leidet um mich, zugleich aber bereitet ihr das Bewußtsein, daß jemand vor ihr sitzt, der verliebt in sie ist, offenbar das größte Vergnügen. Nachdem die Männer abgetan sind, unterhalten sich die Mädchen über die Liebe. Nach einem langen Hin und Her erhebt sich eine von ihnen und geht. Die Zurückgebliebenen ziehen über sie her und lassen kein gutes Haar an ihr. Alle finden sie dumm, unausstehlich und häßlich, finden, das eine Schulterblatt sitze nicht an der richtigen Stelle.

Aber dann, Gott sei Dank, kommt endlich das Stubenmädchen, von meiner maman ausgeschickt, um mich zum Mittagessen zu holen. Jetzt kann ich die unangenehme Gesellschaft verlassen, nach Hause gehen und an meiner Dissertation weiterarbeiten. Ich stehe auf und will mich verabschieden. Warenkas maman, Warenka selbst und die bunten Mädchen umringen mich und erklären, ich hätte nicht das geringste Recht dazu, da ich ihnen gestern mein Ehrenwort gegeben hätte, mit ihnen zu Mittag zu essen und nach dem Essen in den Wald Pilze suchen zu gehen. Ich verbeuge mich und setze mich wieder ... Ich koche über vor Haß, ich fühle, noch einen Augenblick, und ich kann mich für nichts mehr verbürgen und explodiere; doch der Takt und die Furcht, gegen den guten Ton zu verstoßen, zwingen mich, den Damen zu gehorchen. Und ich gehorche.

Wir setzen uns zu Tisch. Der versehrte Offizier, der infolge der Verwundung an der Schläfe eine Kontraktion der Kiefermuskeln hat, kaut wie ein aufgehaltertes Pferd, das die Kandare im Maul hat. Ich rolle Brotkügelchen, denke an die Hundesteuer und bemühe mich zu schweigen, da ich meine jähzornige Natur kenne. Nadenka blickt mich mitfühlend an. Es gibt kalte Kwaßsuppe, Zunge mit grünen Erbsen, Brathuhn und Kompott. Ich habe keinen Appetit und esse nur aus Höflichkeit. Nach dem Mittagessen, als ich allein auf der Terrasse stehe und rauche, tritt Maschenkas maman auf mich zu, drückt mir die Hände und sagt atemlos: „Sie dürfen aber nicht die Hoffnung verlieren, Nicolas ... Sie hat so ein weiches Herz ... so ein weiches Herz!"

Wir gehen in den Wald, um Pilze zu sammeln ... Warenka hängt an meinem Arm und saugt sich an meiner Seite fest. Ich leide unsäglich, aber ich trage es.

Wir kommen in den Wald.

„Hören Sie, Monsieur Nicolas", sagt Nadenka seufzend, „warum sind Sie so traurig, warum schweigen Sie?"

Merkwürdiges Mädchen – wovon soll ich denn mit ihr reden? Was haben wir gemein?

„So sagen Sie doch etwas", bittet sie.

Ich suche nach etwas Populärem, für sie Verständlichem. Nach kurzem Nachdenken sage ich:

„Die Ausrottung der Wälder fügt Rußland einen ungeheuren Schaden zu ..."

„Nicolas!" Warenka seufzt, und ihre

(Illustration: B. Kluge)

Nase rötet sich. „Nicolas, ich sehe, Sie weichen einem offenen Gespräch aus ... Sie wollen mich mit Ihrem Schweigen wahrscheinlich strafen ... Ihr Gefühl wird nicht erwidert, und Sie wünschen schweigend und einsam zu leiden ... das ist furchtbar, Nicolas!“ ruft sie aus, greift hastig nach meiner Hand, und ich sehe, wie ihre Nase langsam anschwillt. „Was würden Sie sagen, wenn Ihnen das geliebte Mädchen ewige Freundschaft anträgt?“

Ich murmele etwas Zusammenhangloses vor mich hin, weil ich einfach nicht weiß, was ich ihr antworten soll ... Ich bitte Sie – erstens liebe ich gar kein Mädchen und zweitens, was soll ich mit „ewiger Freundschaft“ anfangen? Drittens bin ich sehr jähzornig. Maschenka oder Warenka bedeckt das Gesicht mit den Händen und sagt leise, als spreche sie zu sich selbst: „Er schweigt ... Offenbar verlangt er ein Opfer von mir. Wie kann ich ihn aber lieben, wenn ich noch immer einen anderen liebe! Im übrigen ... ich werde darüber nachdenken ... Gut, ich will darüber nachdenken ... ich werde alle meine Seelenkräfte zusammennehmen und diesen Menschen vor Leid bewahren – vielleicht um den Preis meines eigenen Glücks!“

Ich verstehe nicht das geringste. Die reinste Kabbalistik! Wir gehen weiter und sammeln Pilze. Die ganze Zeit schweigen wir. Auf Nadenkas Gesicht malt sich ein seelischer Kampf. Man hört Hundegebell – das erinnert mich an meine Dissertation, und ich seufze laut. Zwischen den Stämmen erblicke ich den versehrten Offizier. Der Ärmste schwankt in peinlicher Weise – rechts hat er die verletzte Hüfte, links hängt eines der bunten Mädchen an ihm. Sein Gesicht drückt Schicksalsergebenheit aus.

Wir kehren aus dem Wald zum Sommerhaus zurück, um Tee zu trinken, dann spielen wir Krocket und hören einem der bunten Mädchen zu, das uns ein Lied vorsingt: „Nein, du liebst mich nicht! Nein! Nein ...!“

Beim Wort nein verzieht sie den Mund bis zu den Ohren. „Charmant!“ stöhnen die übrigen Mädchen. „Charmant!“

Es wird Abend. Ein widerlicher Mond kommt hinter den Büschen hervor. Die Luft ist still, und es riecht unangenehm nach frischem Heu. Ich greife nach dem Hut und will gehen.

„Ich muß Ihnen etwas mitteilen“, flüstert mir Maschenka vielsagend zu. „Bitte bleiben Sie!“

Mir ahnt nichts Gutes, aber ich bleibe aus Höflichkeit. Maschenka faßt mich unter und entführt mich durch eine Allee. Jetzt drückt bereits ihre ganze Gestalt den inneren Kampf aus. Sie ist blaß, atmet schwer und hat offensichtlich die Absicht, mir den rechten Arm auszureißen. Was hat sie nur? „Hören Sie ...“, murmelt sie. „Nein, ich kann nicht ... Nein ...“ Sie will etwas sagen, schwankt aber noch. Doch dann sehe ich an ihrem Gesicht, daß sie sich entschlossen hat. Sie greift nach meiner Hand, ihre Augen funkeln, und ihre Nase ist geschwollen; sie sagt rasch: „Nicolas, ich bin die Ihre! Lieben kann ich Sie nicht, aber ich verspreche Ihnen Treue!“ Dann schmiegt sie sich an meine Brust, aber plötzlich fährt sie zurück.

„Es kommt jemand ...“, flüstert sie. „Leb wohl ... Ich bin morgen um elf in der Laube ... Leb wohl!“

Und sie entschwindet. Ohne das mindeste zu begreifen, gehe ich mit qualvoll klopfendem Herzen nach Hause. Die „Vergangenheit und Zukunft der Hundesteuer“ wartet auf mich, aber arbeiten kann ich nicht mehr. Ich rase. Man könnte geradezu sagen – ich bin furchtbar. Ich werde, hol's der Teufel, nicht zulassen, daß man mich wie einen dummen Jungen behandelt! Ich bin jähzornig, und Späße mit mir zu treiben ist gefährlich! Als das Stubenmädchen zu mir hereinkommt, um mich zum Abendessen zu rufen, schrei ich sie an: „Hinaus mit Ihnen!“ Ein solcher Jähzorn verspricht nichts Gutes.

Am Tag darauf, morgens. Sommerfrischenwetter, das heißt Temperatur unter Null, heftiger kalter Wind, Regen, schlammige Wege und Naphtalingeruch – meine maman hat ihre warmen Mantillen aus der Truhe hervorgeholt. Ein schauderhafter Morgen! Und ausgerechnet am 7. August 1887, dem Tag der Sonnenfinsternis! Es muß bemerkt werden, daß sich jeder von uns während einer Sonnenfinsternis, auch ohne Astronom zu sein, sehr nützlich machen kann. So kann jeder von uns 1. den Durchmesser der Sonne und des Mondes feststellen; 2. die Sonnenkorona aufzeichnen; 3. die Temperatur nachmessen; 4. die Tiere und Pflanzen im Augenblick der Sonnenfinsternis beobachten; 5. seine eigenen Eindrücke aufschreiben und so weiter. Das alles ist so wichtig, daß ich die „Vergangenheit und Zukunft der Hundesteuer“ vorerst beiseite lege und beschließe, die Sonnenfinsternis zu beobachten. Wir sind alle sehr früh aufgestanden. Ich habe die ganze bevorstehende Arbeit wie folgt aufgeteilt: Ich stelle den Durchmesser der Sonne und des Mondes fest, der versehrte Offizier zeichnet die Korona auf, während Maschenka und die bunten Mädchen alles andere übernehmen. Wir sind alle versammelt und warten.

„Wie kommt es zu einer Sonnenfinsternis?“ fragt Maschenka. Ich entgegne: „Eine Sonnenfinsternis entsteht, wenn sich der Mond, auf der Ebene der Ekliptik umlaufend, auf der Linie befindet, die das Sonnenzentrum mit dem Erdzentrum verbindet.“

„Und was ist die Ekliptik?“

Ich erkläre es ihr. Maschenka hört aufmerksam zu und erkundigt sich: „Und kann man durch so ein angeräuchertes Glas die Linie sehen, die das Sonnenzentrum und das Erdzentrum verbindet?“

Ich entgegne ihr, diese Linie sei nur gedacht.

„Ja, wenn sie nur gedacht ist“, wundert sich Warenka, „wie hat denn dann der Mond auf ihr Platz?“

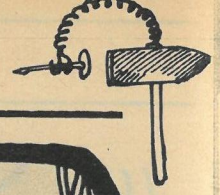
Ich gebe ihr keine Antwort mehr. Ich fühle, wie bei dieser naiven Frage meine Leber anschwillt.

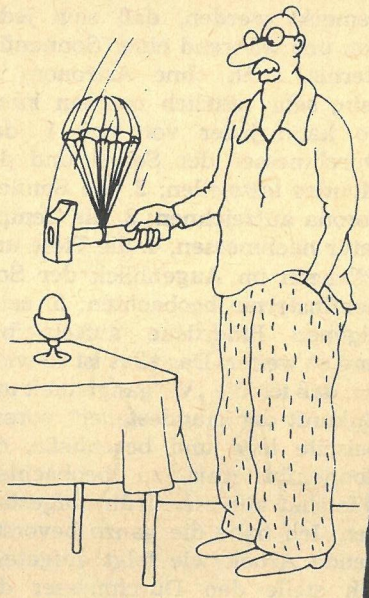
„Das alles ist Unsinn“, sagt Warenkas maman. „Man kann nicht voraussehen, was kommt, darüber hinaus sind Sie nie oben, am Himmel gewesen – woher also wollen Sie wissen, was mit dem Mond und mit der Sonne geschehen wird? Das sind Phantastereien!“

Doch dann verdeckt ein schwarzer Fleck die Sonne. Allgemeine Verwirrung. Kühe, Schafe und Pferde rasten mit hocherhobenem Schwanz verängstigt über die Felder. Hunde heulten. Die Wanzen bildeten sich ein, es sei Nacht, kamen aus ihren Ritzen gekrochen und bissen die Schlafenden. Der Diakonus, der gerade Gurken von seinem Gemüsefeld nach Hause fuhr, sprang erschrocken vom Wagen und verbarg sich unter einer Brücke, während sein Pferd in einen fremden Hof fuhr, wo Schweine die Gurken fraßen. Ein Akzisebeamter, der nicht zu Hause, sondern bei einer Sommerfrischlerin übernachtet hatte, kam in Un-

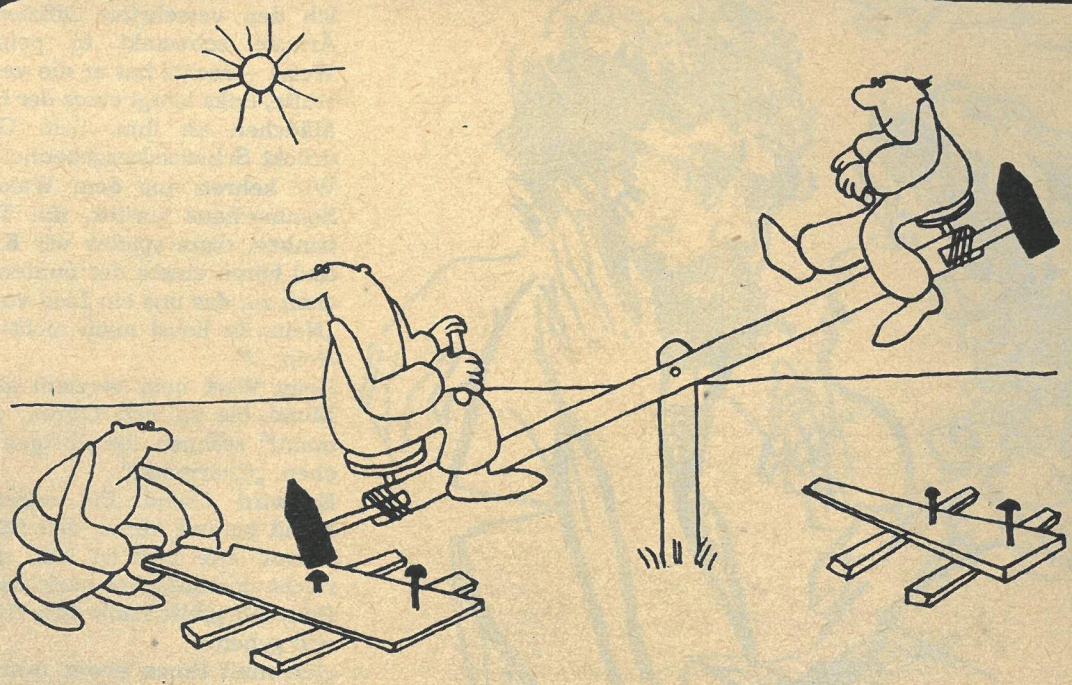
Fortsetzung S. 43

Der Funke schläft im Stein.





Steger



Schneider

Zielankunft

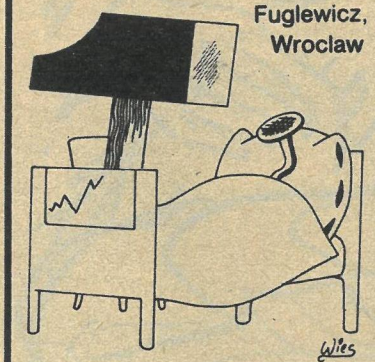
Was für ein Glück, dich zu treffen! Sprach der Hammer.

Nekrassow, Moskau

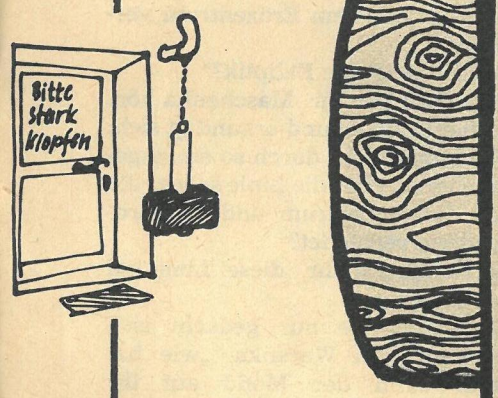
2-Wochenspruch

Kein Hammer schlägt so schwer wie die Uhr.

Fuglewicz, Wroclaw



Vlaber, Kaunas



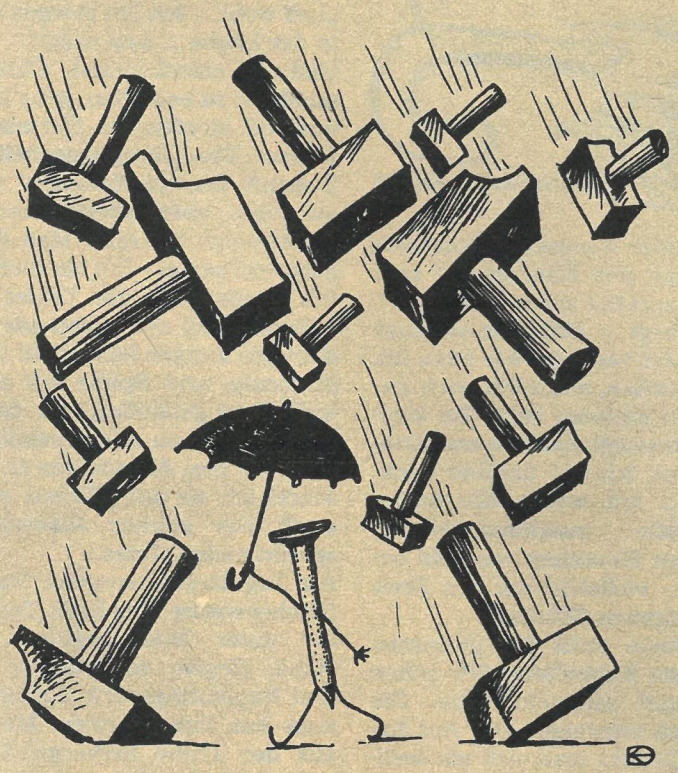
Eine phantastische Geschichte von Jefim Smolin

Roboter Wassjatka

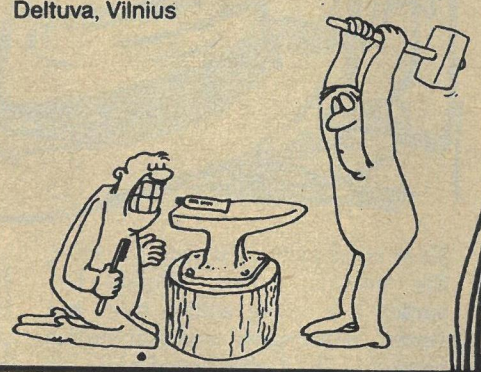
Sinizyn ließ sich von einem Schlosser einen Roboter zusammennieten, einen Roboter nach dem Modell eines idealen Menschen, bis ins Detail seinem künftigen Herrn ähnlich. Die Schöpfung wurde streng geheimgehalten. Sie war Sinizyns letzte Chance, endlich erfolgreich in die Wissenschaft einzusteigen, hatte er doch mit seinen dreiundvierzig Jahren immer noch nicht promoviert. Endlich konnte er sein zweites Ich mit nach Hause nehmen.

Nach dem Tee küßte der Roboter zärtlich Annas Wange. Das war Sinizyns Frau. Eilfertig nahm er ihr das Geschirr ab und trug es zum Spülbekken. „Laß nur, Anetschka, das mache ich gern." Wassili Sinizyn verzog das Gesicht ob des familiären Tons. Am Morgen stand der frohlokkende Ehemann am Fenster und sah zu, wie der Roboter geschäftig den Hof überquerte. In vierzig Minuten

Kasanewski, Kiew



Deltuva, Vilnius



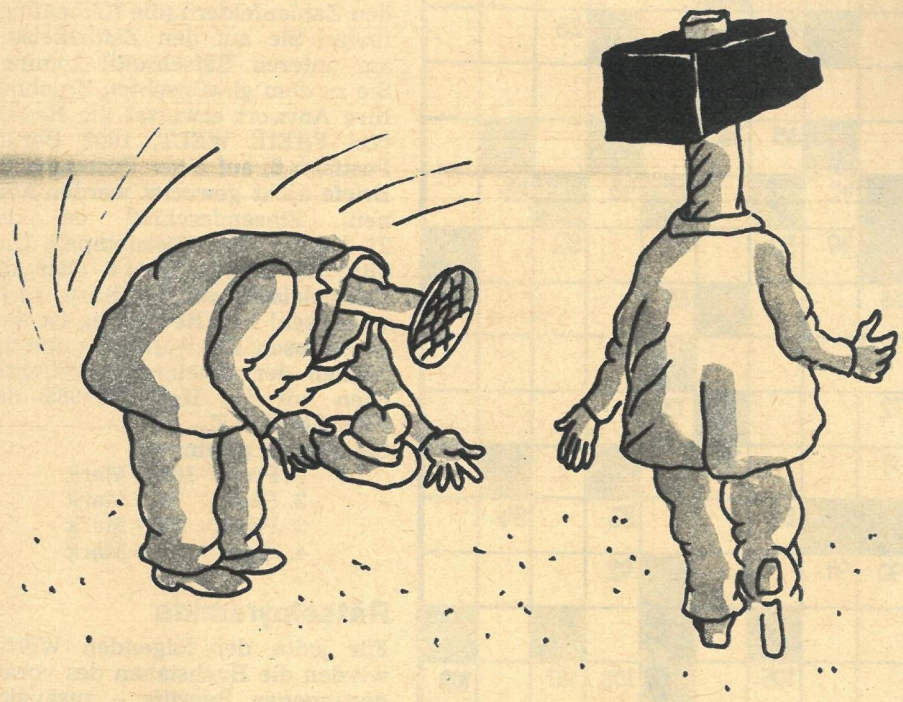
„Hammer-nun-ne'-sturmfreie-Bude-oder-nicht?"-Schneck von Steger

Die Wehtat ist dem Nagel ebenso groß wie dem Loch. Scheffel

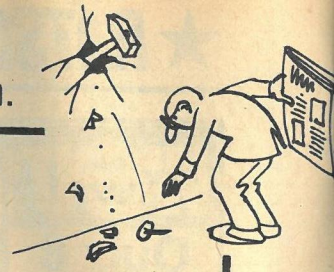
Der dumme Hammer glaubt, Nägel

Courage ist gut, aber Ausdauer besser. Fontane

Steger

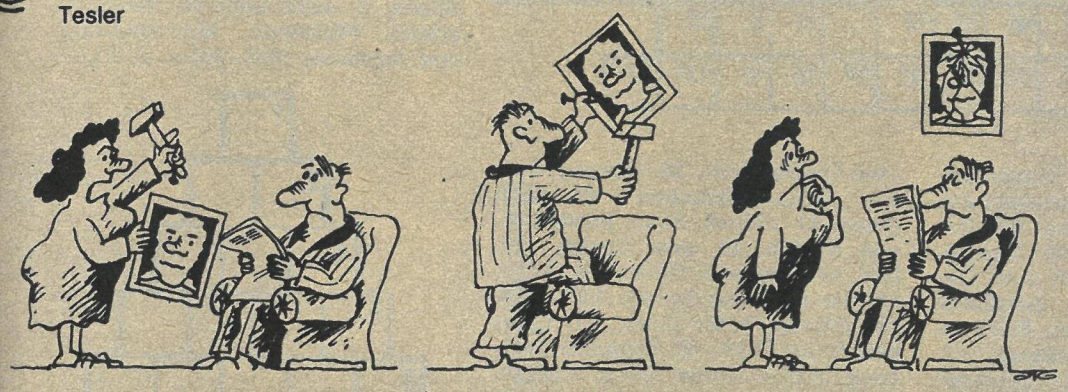


Der Schmied hämmert auch im Traum.



Tesler, Moskau

Tesler



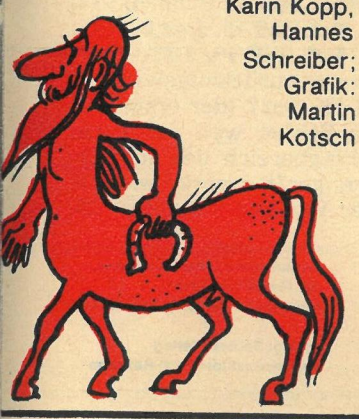
Die beste Verwahrung gegen Leidenschaft aller Art ist nahe, gründliche Bekanntschaft mit dem Gegenstand.
Johann Gottfried Seume

Fehlschlag
Man sollte immer versuchen, alle Sachen, auch die gewöhnlichsten, die ganz selbstverständlich dazusein scheinen, mit neuen, erstaunten Augen, wie zum ersten Mal zu sehen.
Thomas Mann

wird er im Institut sein. Und fünf Minuten später wird ihn der Laborleiter rufen lassen, um sich bei einer Berechnung helfen zu lassen. Dann mußte er zur Gewerkschaftsversammlung. Sinizyn war guter Stimmung: Der Roboter würde dort für ihn dösen. Heute war die Generalprobe. Wenn niemand das Verwechselspiel bemerkt, wird das eine Sensation im Wissenschaftlichen Rat geben! Pünktlich um sieben Uhr abends kam der Roboter nach Hause, was bei Wassili Sinizyn niemals der Fall gewesen war. Keine Minute hatte er mit seinen Freunden verschwatzt, an das Schmollmündchen der Sekretärin keinen Blick verschwendet. Jetzt stand er mit einem großen Rosenstrauß für Anna da. „Oh, Wassjatka!" hauchte sie gerührt. Der mit Wassjatka Angesprochene brachte das Gespräch auf Sinizyns Lieblingskneipe, was Anna weiß Gott wie lange nicht mehr getan hatte. Wassili wurde blaß. Kaum hatte Wassjatka am nächsten Morgen sein Büro betreten, da versammelte er Sinizyns Aspiranten um sich und tauschte mit ihnen sensationelle wissenschaftliche Gedanken aus. Dem Laborleiter half er nicht bei den Berechnungen, sondern er schenkte ihm ein Lehrbuch der Arithmetik. Auf der Gewerkschaftsversammlung meldete er sich sogleich zu Wort und bot für das Wochenende dem Patenkolchos seine Hilfe an. Als er die Tribüne verließ, flüsterte man hinter ihm her: „Schaut euch nur Sinizyn an! Der hat sich aber gemausert!" Anna strich Wassjatka über das Haar und lächelte versonnen. Dann streifte ihr Blick Wassili. Das Lächeln stand noch auf ihrem Gesicht, aber es galt nicht ihm. Er erinnerte sich nicht, vor wie vielen Jahren sie ihm einmal so zugelächelt und ihn Wassjatka genannt hatte. Am drauffolgenden Morgen gingen Sinizyn und Wassjatka gemeinsam aus dem Hause. Bisweilen scherte der Roboter aus, um einem alten Mütterchen über die Straße zu helfen. Im Trolleybus mußten sie stehen, denn dieser Tugendbold hatte allen den Vortritt gelassen. „Nächste Station – Institut für Kybernetik!" – „Warte", sagte Sinizyn zu ihm, „wir fahren weiter!" Noch läßt sich alles rückgängig machen, überlegte der Schöpfer seines zweiten Ichs. Wassjatka schaute ihn traurig an. Er hatte begriffen. Einige Stationen weiter war die bewußte Werkstatt. Aber da der Roboter nur auf gute Eigenschaften programmiert war, einschließlich Opferbereitschaft, vermochte er nicht zu rebellieren. In der Schlosserei griff Sinizyn wortlos zu Hammer und Schneidbrenner. Später war er bemüht, nicht in die Ecke zu schauen, aus der es nach heißem Polyäthylen und verbrannten Träumen roch. Er kam gegen Abend nach Hause, ein zauberhaftes Rosenbouquet in den Händen. „Wassjatka", sagte Anna gerührt, „du kommst allein? Und wo ist Wassili?"

Aus „Literaturnaja gaseta", übersetzt von Adeline Thomas

Redaktion:
Karin Kopp,
Hannes Schreiber;
Grafik:
Martin Kotsch



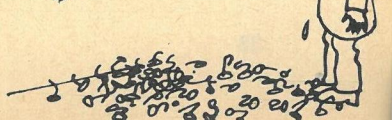
**Verstand ohne Mut –
Zum Schmieden fehlt die Glut.
Mut ohne Verstand –
zum Schmieden fehlt die Hand.**
Alter Spruch

Wiegand

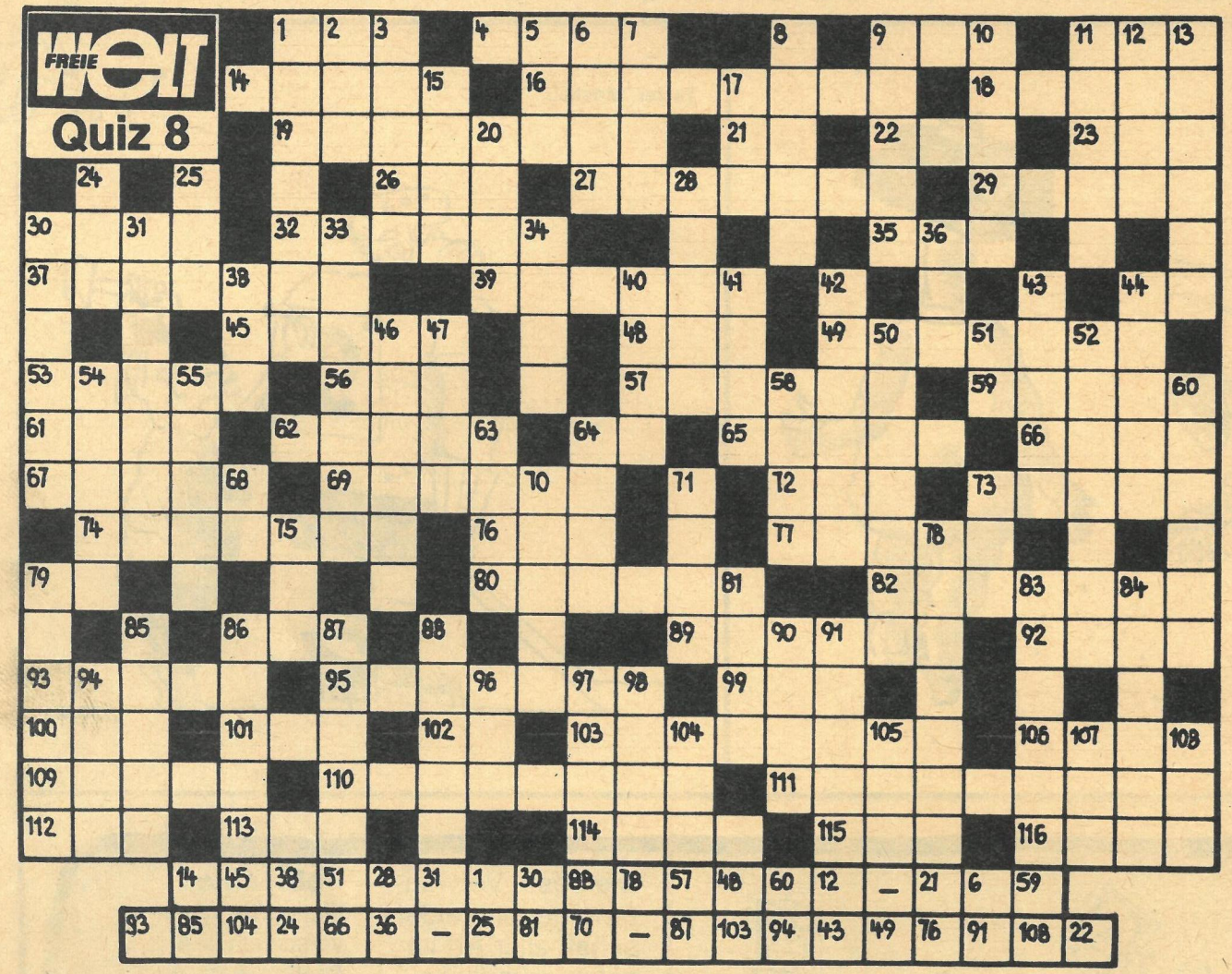
Vorsicht, Funkenflug: Vor Frauenzimmern darf man bloß Männer loben. Jean Paul

Klopfgeister

Eine kluge Frau weiß, wann Kritik sich abnützt und zum Nörgeln wird, auch wenn's berechtigt ist.
Ruth Werner



seien nur dazu da, ihm den Kopf hinzuhalten. Sienkiewicz Kleine Hämmer klimpern laut.



14 45 38 51 28 31 1 30 88 18 57 48 60 12 — 21 6 59

93 85 104 24 66 36 — 25 81 70 — 87 103 94 43 49 76 91 108 22

Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. weibl. Schwein, 4. genialer norweg. Mathematiker (1802–1829), 9. Fruchtbrei, 11. Stadt in Marokko, 14. längster Strom Europas, 16. mittelasiat. Fluß zum Aralsee, 18. griech. Buchstabe, 19. Vorname des Dichters Majakowski, 21. vertrauliche Anrede, 22. französisch: nein, 23. Gartenbauausstellung in Erfurt, 26. Mündungsarm des Rheins, 27. Bericht, Vortrag, 29. forstwirtschaftl. Fläche, 30. meteorolog. Begriff, 32. eine der Kanarischen Inseln, 35. Mädchenname, 37. Ruinenstätte südl. von Jerusalem, 39. Mädchenname, 44. englisch: an, auf, 45. Volk im NW der UdSSR, 48. unbestimmter Artikel, 49. Gemütsbewegung, 53. Genossenschaftsform i. d. UdSSR, 56. Kurzform für Elias, 57. ein Farbenausgangsstoff, 59. Farbabstreicher, 61. altspanische Münze, 62. südfranzös. Stadt am Rhônedelta, 64. Abk. für „Neues Deutschland“, 65. rumän. Bergbaustadt im Banater Gebirge, 66. Großstadt im S der Insel Luzon/Philippinen, 67. kleines Krebstier, 69. tschech. Dichter (1834–1891), 72. sowj. Fluß nordwestl. von Kostroma, 73. Gestalt der Französischen Revolution, 74. Form der Studienarbeit an Hochschulen, 76. geolog. Stufe der alpinen Trias, 77. sowj. Schwarzmeerkurort, 79. chem. Zeichen für Natrium, 80. athenischer Gesetzgeber um 600 v. u. Z., 82. bewegliche Verbindungen zw. Knochen, 86. Lotterieanteilschein, 89. immergrüner Strauch (Halbschmarotzer) auf Laub- und Nadelbäumen, 92. Nebenfluß der Garonne, 93. Titelgestalt bei Shakespeare, 95. svw. Gerät; Vorrichtung, 99. persische Rohrflöte, 100. schweizer. Flächenmaß, 101. russisch: Mündung, 102. Flugzeugtyp, 103. sowj. Industriestadt i. d. Oblast Rostow, 106. Gerte, 109. kleine indonesische Insel nordöstl. von Timor, 110. histor. Landschaft im NW Spaniens, 111. Bezeichnung für altertümliche Bücher großen Formats, 112. Stadt in Burma, 113. Vorfahr, 114. starke Hitze; glimmende Kohle, 115. Mädchenname, 116. schweizer. Rheinnebenfluß.

Senkrecht: 1. staatl. sowj. Großbetrieb in der Landwirtschaft, 2. das Universum, 3. Ort im NW der Lettischen SSR, 5. Baikal-Amur-Magistrale (Kurzbez.), 6. islam. Fürstentitel, 7. Blasinstrument der nordischen Bronzezeit, 8. unterital. Ort nordwestl. von San Severo, 9. Teufelsrochen, 10. russ. Mädchenname, 11. eßbare Frucht eines Maulbeergewächses, 12. landwirtschaftl. Gerät, 13. schweizer. Ort östl. von Lausanne, 15. Blutgefäß, 17. Abschiedsgruß, 20. Kaviar vom Stör, 24. Gefrorenes, 25. Hauptstadt der Baschkirischen ASSR, 28. sowj. Schriftsteller („Ein ungewöhnlicher Sommer“), 30. russ. Mädchenname, 31. höchste Begeisterung, 33. innere Angelegenheiten (latein.), 34. Vorzeichen, 36. Musikstück für zwei Instrumente, 38. Operngestalt aus „Schneeflöckchen“, 40. Mißgunst, 41. chines. Stadt nordwestl. von Harbin, 42. svw. Bezirk, Gebiet, 43. römische Göttin der Jagd, 44. See i. d. Karelischen ASSR, 46. niederdeutsch für Erlen, 47. Komponist der DDR, 50. Zusammensetzung, Aufbau einer techn. Anlage, 51. Abk. für Technische Richtlinien, 52. tönerne Schnabelflöte, 54. Ugranebenfluß westl. von Kaluga, 55. trop. Ölbaumharz, 58. Suranebenfluß südöstl. von Saransk, 60. Zaunteile, 63. Meerenge zw. Ostsee und Kattegatt, 64. Stadt östl. Osakas, 68. chem. Zeichen für Lithium, 70. Hauptstamm (Volk) im antiken Griechenland, 71. Grundbaustein der Elemente, 73. Zeichen, 75. griechisch: neu, 78. russ. Mädchenname, 79. Flußmuschel, 81. russ. Mädchenname, 83. Schallplattenmarke, 84. Vulkanöffnung, 85. islam. Gelehrter, 86. Operettengestalt aus „Der Bettelstudent“, 87. Name für den Teufel, 88. Hunderasse, 90. Mostrich, 91. österr. Bundesland, 94. sowj. Mittelgebirge, 96. ein Leichtmetall (Kurzw.), 97. Ort südwestl. von Perwouralsk, 98. altchines. Maß- und Gewichtseinheit, 104. gehörnte Antilope, 105. Titelgestalt bei Strittmatter (Vorname), 107. Skulptur des Naumburger Doms, 108. Fluß im südl. Peru.

Ein aktuelles Ereignis, dessen Verlauf Sie, liebe Rätselfreunde, sicher mit Interesse verfolgen, ist das Lösungswort unseres heutigen Rätsels. Mehr darf darüber nicht gesagt werden, sonst macht Ihnen das Raten keinen Spaß. Auf dem üblichen Weg über die Buchstaben in den Zahlenfeldern (die Reihenfolge finden Sie auf den Zahlenleisten am unteren Rätselrand) kommen Sie zu dem gewünschten Ergebnis. Ihre Antwort erwartet die Redaktion FREIE WELT, 1056 Berlin, Postfach 8, auf einer Postkarte, da Briefe nicht gewertet werden können. Einsendeschluß ist der 21. August 1985 (Poststempel). Und bitte die Marke Quiz 8 oder die Zahlenleisten auf der Karte nicht vergessen! Der Rechtsweg ist ausgeschlossen. Die Auflösung und die Namen der Gewinner veröffentlichen wir im Heft 19/1985 der FREIEN WELT.

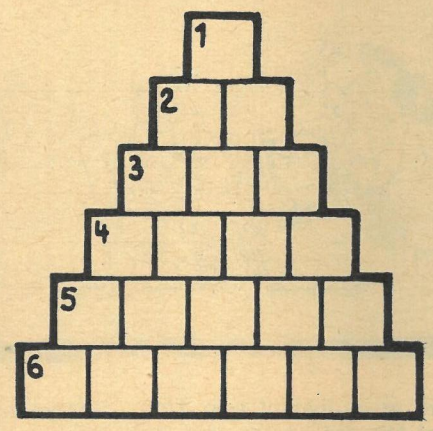
Sie können gewinnen:

1. Preis 100,– Mark
2. Preis 75,– Mark
3. Preis 50,– Mark
4. Preis 25,– Mark

Rätselpyramide

Für jedes der folgenden Wörter werden die Buchstaben des vorangegangenen Begriffs – zusätzlich eines weiteren Buchstabens – verwendet:

1. Vokal, 2. chem. Zeichen für Aluminium, 3. Gebirgseinschnitt, 4. Bürde, 5. schmiedbares Eisen, 6. griech. Philosoph, Mathematiker und Astronom (626–545 v. u. Z.).



Schach

An historischer Stätte

FRANZÖSISCH, Pähtz (DDR)–Knaak (DDR), Internationales Schachfestival Potsdam 85 – Anmerkungen nach Angaben von Großmeister Rainer Knaak: **1. e4 e6 2. d4 d5 3. Sd2 Le7 4. Sgf3 Sf6 5. e5 Sfd7 6. Ld3 c5 7. c3 Sc6 8. 0–0 cd 9. cd a5 10. Sb1 Db6 11. Sc3 S:d4 12. S:d4 D:d4 13. Sb5** (das zweite Bauernopfer ist zu riskant; richtig war 13. Te1, und Weiß hat gute Chancen für den einen Bauern) **13. ... D:e5 14. Te1 Db8 15. Dg4 0–0 16. Lf4 e5 17. Lg3 Ta6 18. Df3** (droht einen Bauern zurückzugewinnen) **18. ... Lb4! 19. Te2?** (der erste entscheidende Fehler, weil der Turm in den Schlagbereich des schwarzen Bauern gerät; richtig war 19. Te3 mit der Variante 19. ... Ld2 20.

Redaktion: FREIE WELT
1026 Berlin,
Karl-Liebknecht-Str. 29
Telefon: über 24 40
Fernschreib-
Nr. 011 48 54

Redaktionskollegium:
Chefredakteur: Joachim Umann
Stellv. Chefredakteure:
Günter Bonow, Marianne Wambutt,
Dr. Paul Wurche
Redaktionssekretär: Barbara Schablinski

Wissenschaft: Heinz Bartel
Wirtschaft: Wolfgang Scheel
Politik: Günther Wolfram
*
Leserprobleme: Bernd Siegmund
Kultur: Helmut Zemke i. V.

Bild: Alfred Paszkowiak
Gestaltung: Horst Wustrau
*
Korrespondenten in Moskau:
Jürgen Geitner, Volkmar Billeb,
Dr. Dietrich Pätzold

Herausgeber: Zentralvorstand
der Gesellschaft für
Deutsch-Sowjetische Freundschaft
*
Verlag: Berliner Verlag
Verlagsdirektor: Erich Reimann

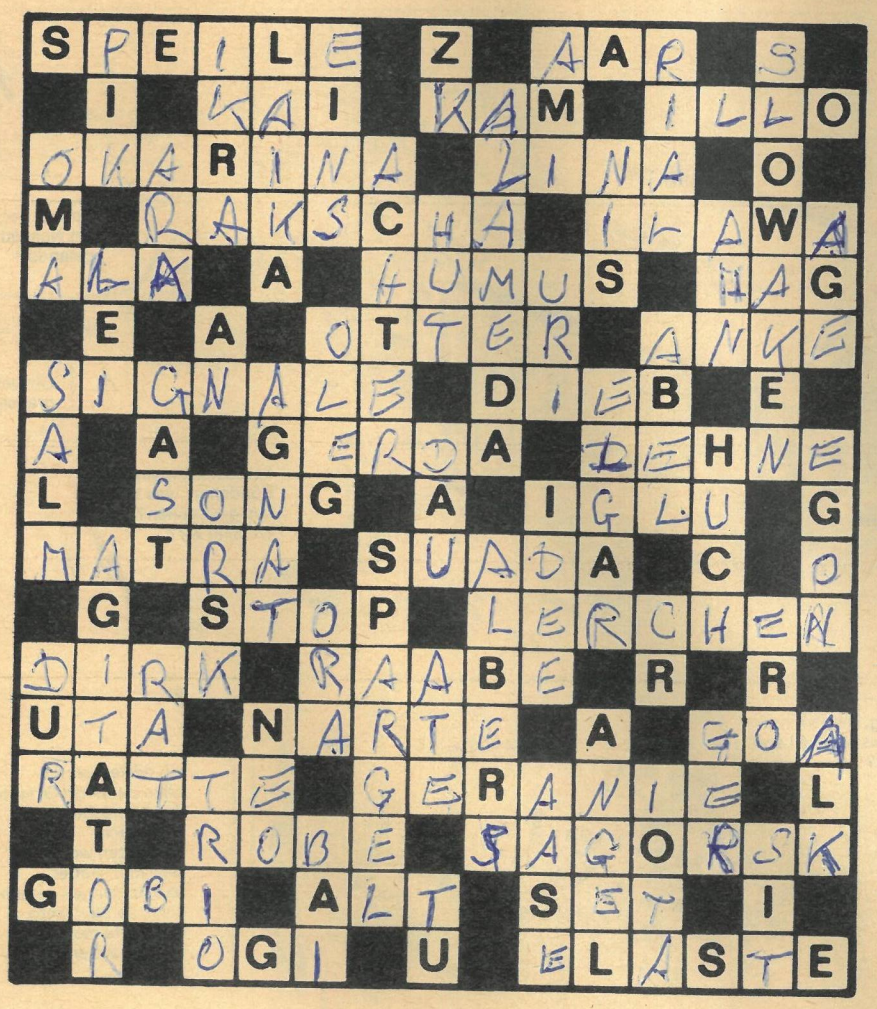
Te2 Lf4, und Schwarz hat nur geringen Vorteil) **19. ...e4! 20. T:e4** (falls 20. Db5, so 20. ...ed! 21. L:b8 de, und Schwarz gewinnt) **20. ...de 21. D:e4 Sf6 22. Dd4 Da8 23. Le5 Tc6 24. Dh4 h6 25. Sd4 Td8 26. Td1 T:d4 27. D:d4 Lg4 28. L:f6 L:e1 29. L:g7 Lh5 30. g4 Lg6 31. Weiß gab auf.**

Wörterband

Von außen nach innen: längster Strom der Erde – französ. Schriftsteller (1668–1747) – niederländ. Maler des 16. Jh. – Gipfel der Berner Alpen – Mädchenname – Weinernte – Geruchsverschluß – albanische Währungseinheit – südostasiatischer Büffel – altgriech. Kriegsgott – südeurop. Hauptstadt in der Landessprache – eine der bildenden Künste – die dunklen Mondgebiete – Teil des Eisenbahnoberbaus.

Von innen nach außen: kleine Deichschleuse – Bezirk der DDR – Unkrautpflanze – Kamelart der Andenländer – nordamerikan. Erfinder des Schreibtelegraphen – Ackergrenze – Farbabstreicher – Gebiet; Sportzweig; Abteilung – griech. Mondgöttin – Berufsausbildung – Habsucht – griech. Buchstabe – Badeort auf Rügen.

N	I	L	L	E	S	A
T	R	A	P	S	L	G
E	M	A	L	E	E	E
S	A	L	E	R	K	M
E	M	G	I	E	A	O
L	O	E	S	A	R	R
E	R	R	A	M	N	E
N	S	E	R	A	I	A
E	L	E	H	R	E	G



Kreuzgitter

Wörter folgender Bedeutung – hier unabhängig von Richtung und Reihenfolge in der Figur aufgeführt – sind in die Felder einzutragen:

1. Tauchvogel nördl. Meere, 2. weibl. Gestalt aus „Peer Gynt", 3. Papageienart, 4. Wappenvogel, 5. Blutsverwandter väterlicherseits, 6. Stadt bei San Fancisco, 7. mehrsitziges Sportruderboot, 8. Fischfanggerät, 9. Stadt in Oberitalien, 10. Werber; Aufklärer, 11. genialer norweg. Mathematiker (1802–1829), 12. französisch: Freund, 13. sowj. Flugzeugtyp, 14. Stahlplatte mit Versteifungen, 15. Bühnen- und Filmschauspieler, gest. 1960 („Große Freiheit Nr. 7"), 16. Vorfahr, 17. griech. Göttin der Verblendung, 18. weibl. Stimmlage, 19. nord. Männername, 20. Meeresbucht, 21. chem. Zeichen für Chrom, 22. breites arab. Segelschiff, 23. unredlicher Mensch, 24. Tongeschlecht, 25. Männername, 26. Gebietsteil im W der Indischen Union, 27. große Beckenlandschaft (Steppe und Wüste) in Zentralasien, 28. Besucher, 29. Balkonblume, 30. Wurfspieß, 31. Mädchenname, 32. Waldgrundstück, 33. Schriftstellerin (1864–1947), 34. an Organ. Substanz reiche Bodenschicht, 35. Kopfbedeckung, 36. Vertrauter Wallensteins, 37. Kaviar vom Stör, 38. nordpoln. Kreisstadt, 39. Einfall, 40. Schneehütte der Eskimos, 41. griech. Buchstabe, 42. Schiffsanlegestelle, 43. Fluß im NO Thailands, 44. Rückenstütze an Sitzmöbeln, 45. Fels, Schiefer, 46. Mädchenname, 47. sowj. Weltraumhündin, 48. Familie bodenbewohnender Singvögel, 49. Gebirgsstock in Nordungarn, 50. griechisch: neu, 51. Tschuktschenschlitten, 52. jugoslaw. Stadt in Serbien, 53. Großmutter, 54. tönerne Schnabelflöte, 55. sowj. Stadt im Gebiet von Orenburg, 56. dem Wasserleben angepaßte Unterfamilie der Marder, 57. russ. Männername, 58. japan. Fächer, 59. Seewind des Gardasees, 60. Bergspitze, 61. Schriftsteller (gest. 1910), 62. Amtstracht, 63. Hinweis, 64. sowj. Stadt nördl. von Tambow/RSFSR, 65. iranische Währungseinheit, 66. Schädlingsnagetier, 67. Lachsfisch, 68. Stadt im Gebiet von Moskau; Volkskunstzentrum, 69. optische oder akustische Warnzeichen, 70. Beredsamkeit; Redefluß (latein.), 71. Edelgemüse, 72. Holzstäbchen zum Verschließen von Wurstenden, 73. Volk in der CSSR, 74. schlagerartiges Lied, 75. Haltezeichen, 76. sowj. Fluß zum Rybinsker Stausee, 77. Satz zusammengehöriger Gegenstände, 78. engl. Komponist (1857–1934), 79. Männername, 80. Gruppe von Hochpolymeren, 81. Zahlwort, 82. Titelgestalt einer Gotovac-Oper, 83. Musikstück für drei Instrumente, 84. sowj. Flugzeugtyp, 85. schweizer. Urkanton, 86. Stifterfigur des Naumburger Doms, 87. Abk. für Zentralkomitee.

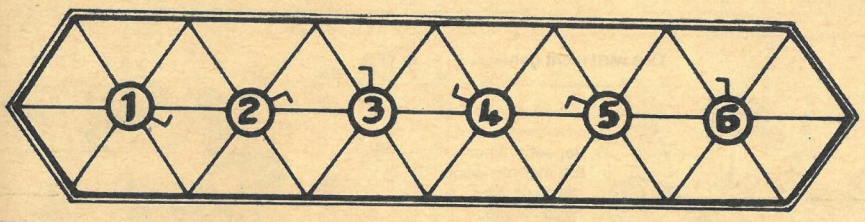
Geschütteltes

DAME und LINON – nicht mehr getrennt – ergeben ein klangreiches Zupfinstrument.

Um die Ecke gedacht

Gesucht wird „das Gesichtshaar eines Singvogels".

Wabenleiste



Die Wörter beginnen im Feld mit dem Häkchen und verlaufen in angegebener Richtung:

1. größter deutscher Dichter, 2. Autor des Romans „Die Glocken von Basel", 3. svw. Bürge, 4. Stadt in Marokko, 5. unter der Erde verlaufender Verkehrsweg, 6. Schnürriemchen.

Die Buchstaben in den oberen Feldern ergeben den Namen eines Klassikers des Marxismus.

Auflösungen aus Heft 15/1985

Kreuzworträtsel. Waagerecht: 1. Sumer, 5. Mimi, 7. Emba, 11. Isola, 13. All, 14. Werst, 16. Strategie, 18. Atri, 19. Isa, 20. Esino, 22. Stoss, 23. Maine, 28. Anstand, 30. Iskar, 32. Gold, 34. Tael, 36. Stol, 37. Ali, 39. Otsu, 40. Lar, 42. Ram, 44. Gil, 46. Kapitel, 49. Lid, 51. anemo, 53. Ito, 54. Taiga, 56. Co., 57. Es, 58. Tiara, 60. Schostakowitsch, 65. Rau, 66. Udo, 68. Mienen, 69. Kopf, 72. Moos, 74. Ahle, 75. Land, 78. Glasur, 79. Rad, 81. Tor, 83. Radioastronomie, 90. Album, 91. Ur, 92. HI, 93. Beule, 95. Oil, 97. Ernst, 99. Eis, 100. Regress, 103. Ice, 104. Ast, 105. EKO, 107. Seti, 109. Ner, 111. Thor, 112. Trud, 113. Tamm, 114. Radio, 116. Monolog, 118. Piano, 120. Amsel, 121. Nacht, 123. Ade, 124. Gera, 126. Banderole, 127. Slawe, 129. Ene, 130. Speer, 131. Sana, 132. Fett, 133. Lette.

Senkrecht: 2. Mir, 3. Essen, 4. Rot, 5. Mast, 6. Mari, 8. Magistrat, 9. Bliss, 10. Alea, 12. Statik, 15. Eisenstein, 17. Tran, 21. Oma, 24. Angara, 25. Idol, 26. Eid, 27. Oulu, 29. Till, 31. Atom, 33. Limit, 35. Essig, 38. Are, 41. Ako, 43. Altai, 44. Gans, 45. Lech, 47. Pisa, 48. Toto, 49. Lias, 50. Dach, 52. Moor, 55. Artek, 57. Etuis, 59. Iwan, 61. Cid, 62. Samos, 63. Kontrast, 64. Cup, 66. Ural, 67. Omen, 70. Oder, 71. Feld, 73. Thron, 74. Autor, 76. Ana, 77. Drill, 78. Grau, 80. Ami, 82. Rohr, 83. Rabe, 84. Daus, 85. Obers, 86. Smog, 87. Rule, 88. mini, 89. Este, 94. Eiger, 96. Irina, 97. Esk, 98. Scholochow, 101. Eta, 102. Sermon, 104. Aida, 106. Otto, 107. Stab, 108. Turkmenen, 110. Emma, 113. Top, 115. Dreher, 117. non, 119. Igel, 120. Adana, 122. Allee, 123. Abes, 124. Gose, 125. Rest, 127. Sel, 128. Art.

Kreuzgitter. Waagerecht: Porto (65), Oka (57), Rom (69), Marotte (48), Arena (6), Ade (2), Sturz (75), Garn (27), Ster (77), Iler (29), Idile (59), Geld (28), Silben (73), Nenner (52), Axel (4), AN (9), Stadt (79), Orkan (61), Alt (11), Lar (42), Ru (71), Leino (44), Aal (1), Andreas (13), Ter (82), Zecke (90), IG (31), Sto (74), Kur (37), Tunke (84), Ernst (23), Ar (15), Lalo (40), Ultimo (85), Indira (33), anno (17), Leben (46), Drin (20), Igel (35), Umea (87), Anker (19), Uri (89), Alkan (7), Lanolin (39), Elm (25), one (63), Neris (55).

Senkrecht: Praxis (66), Riegel (70), Omar (58), Ora (60), Kodein (38), Ate (8), Rest (72), Maurer (49), Okzident (64), Narbada (53), Tegel (81), None (54), Sen (78), List (41), Leck (43), Extrakt (24), Lord (45), Aloe (14), Spa (76), Aller (5), Rurik (67), Ala (10), Nesseln (56), Anton (16), Azur (3), neu (51), Egel (21), Rot (68), Troddel (83), Karawane (36), Name (50), Sari (80), Eloge (22), Ainu (12), Unikum (86), III (34), Oberon (62), Iraker (32), Ananas (18), Erle (26), Mann (47), UNU (88), Ile (30).

Umstellrätsel: Leib, Epos, Binse, Eber, Reis, Wales, Ulan, Rest, Strohl, Ton, Baku, Atem, Utah, Mast. – Leberwurstbaum.

Um die Ecke gedacht: Notar.

Wörterband. Von außen nach innen: Relief, Ehre, Deimos, Sattel, Imker, Eis, Ara, Trope, Ree, Salat, Isis, Odem, Maki, Pedro, Bess, Ort.

Von innen nach außen: Trosse, Bord, Epik, Amme, Dosis, Itala, See, Report, Arasi, Erek, Milet, Tasso, Mieder, Hefe, Iler.

Vom Kern zum Wort: 1. Magister, 2. Allergie, 3. Radiator, 4. Geologie, 5. Ausdauer, 6. Reaktion, 7. Isolator, 8. Numerale, 9. Elektron. – Margarine.

Raten und Rechnen:

2380	:	68	=	35
−		×		+
379	+	23	=	402
2001	−	1564	=	437

Lizenz-Nr. 231 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR

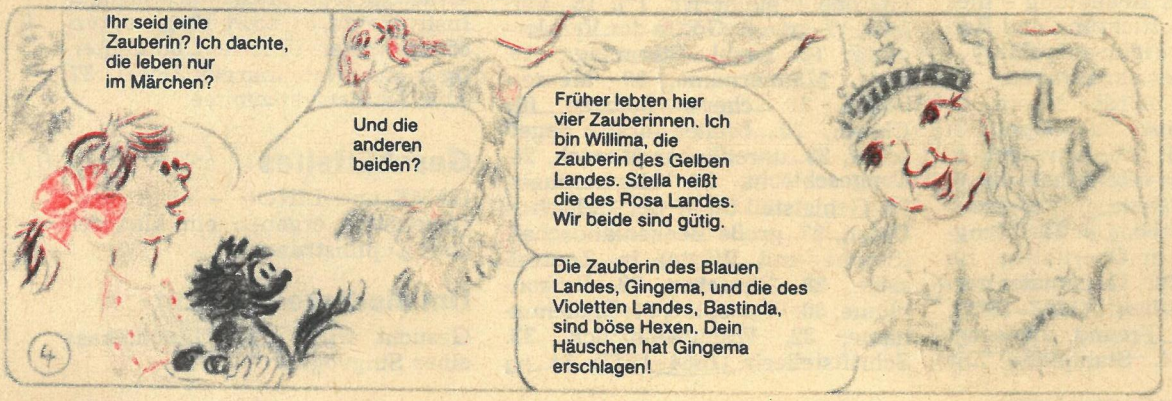
*

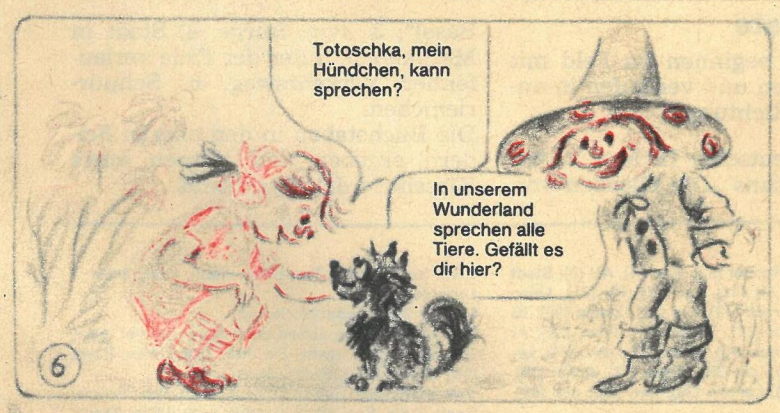
Druck: Berliner Druckerei, Artikel-Nr. (EDV): 500 405

Anzeigenverwaltung: Berliner Verlag, 1026 Berlin, Karl-Liebknecht-Straße 29
Anzeigenannahme: Berliner Verlag Abt. Anzeigen, Tel. 2703277 und sämtliche Anzeigenannahmestellen Berlins und aller Bezirke der DDR. (Anzeigenpreisliste Nr. 10 vom 21. 4. 1983)
Auslandsanzeigen: INTERWERBUNG
Abonnementspreis: 1,75 M monatlich (26 Hefte im Jahr),

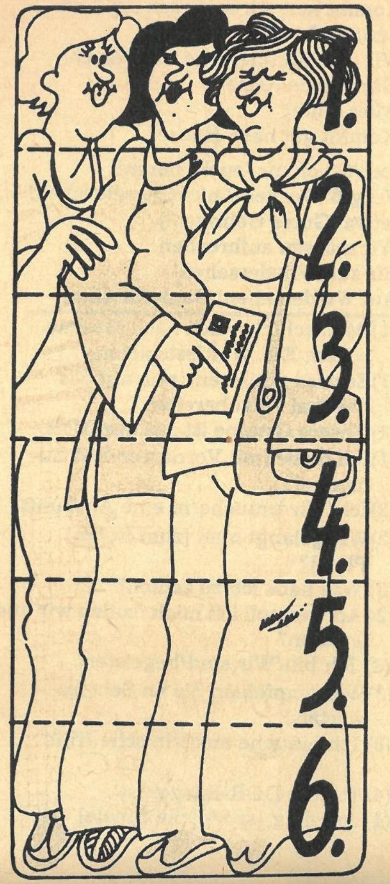
Die Redaktion wurde 1973 mit dem Orden „Banner der Arbeit" Stufe I und 1984 mit dem Orden „Stern der Völkerfreundschaft" in Gold ausgezeichnet. Die Redaktion erhielt 1974 die Ehrennadel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Gold, 1979 die Ehrennadel des Verbandes der sowjetischen Freundschaftsgesellschaften „Für Verdienste um die Freundschaft" und 1980 die Johann-Gottfried-Herder-Medaille in Gold.

Aus dem gleichnamigen Buch des sowjetischen Schriftstellers Alexander Wolkow, nacherzählt von Karin Kopp, gezeichnet von Anneliese Dörck.





Дайте, пожалуйста, …	*Dájtje, pasháłyßta, …*	Geben Sie mir bitte …
… сувенир с фестивальной символикой.	*… ßuwenír ßfißtjiwáln(o)j ßimwólik(o)j.*	… ein Souvenir mit dem Emblem der Weltfestspiele.
… куклу Катюшу.	*… kúkłu Katjúschu.*	… eine Katjuscha-Puppe.
… фестивальный талисман.	*… fißtjiwálny talismán.*	… ein Festivalmaskottchen.
… набор открыток с видами Москвы.	*… nabór atkrýt(o)k ßwídami Maßkwý.*	… einen Satz Ansichtskarten von Moskau (den Satz …).
… вот эту книжечку.	*… wot átu kníshytschku.*	… dieses Büchlein (Buch) da.
… вот эту вещь с фестивальной ромашкой.	*… wot átu wjeschtsch ßfißtjiwáln(o)j ramáschk(o)j.*	… dieses Ding da mit der Festivalblume.
Это тебе /вам/ на память.	*Ät(o) tjibjá /wam/ na pámj(a)tj.*	Das ist für dich /Sie/ zur Erinnerung.
Это мне на пáмять?	*Ät(o) mnjä na pámj(a)tj?*	Soll ich das behalten?
Я никогда не забуду этих дней.	*Ja nikagdá ni sabúdu étjich dnej.*	Ich werde diese Tage nie vergessen.
Не забудь меня!	*Ni sabúdj minjá!*	Vergiß mich nicht!
Не забудьте нас!	*Ni sabútje nas!*	Vergeßt uns nicht (Vergessen Sie …)!
Приезжайте к нам!	*Prijishájtje knam!*	Kommt uns doch mal besuchen!
Трудно с вами расставаться.	*Trúdn(o) ßwámi raßtawátßa.*	Es fällt uns schwer, uns von euch zu trennen.
Больно расставаться с Москвой /с хозяевами/.	*Bóln(o) raßtawátßa ßmaßkwój /ßchasjájiwami/.*	Es ist schmerzlich, daß wir uns von Moskau /unseren Gastgebern/ trennen müssen.
На прощание …	*Na praschtschánije …*	Zum Abschied …
… запоём ещё раз фестивальную песню!	*… sapajóm jistschó ras fißtjiwálnuju pjéßnju!*	… wollen wir noch einmal ein Weltfestspiellied anstimmen!
… присядем на дорожку.	*… prißjádjim na daróschku.*	… wollen wir uns noch einmal zusammensetzen.
Мне /Нам/ надо попрощаться с вами.	*Mnjä /Nam/ nád(o) papraschtschátßa ßwámi.*	Ich muß mich /Wir müssen uns/ von Ihnen verabschieden.
Как только будут готовы фотоснимки, я их вышлю /мы их вышлем/.	*Kak tólk(o) búdut gatówy fataßnímki, ja ich wýschlu /my ich wýschlem/.*	Sobald die Fotos fertig sind, schicke ich sie /schicken wir sie/ ab.
Без прощаний не было бы встреч!	*Bjäs praschtschánij njábył(o)by fßtretsch.*	Ohne Abschied gäb's kein Wiedersehen!



Grammatikstrecke (2)

Es bringt also nichts ein, sich um die Deklination zu drücken. Die Konjugation läßt sich ja manchmal noch umgehen, z.B. wenn man statt einer schwierigen 1. Person (ви́деть – sehen/ Я ви́жу – Ich sehe…) eine Konstruktion mit Infinitiv verwendet (Здесь мóжно ви́деть… – Hier kann man … sehen), aber vor der Deklination gibt es kein Entrinnen.

Betrachten wir einige Beispielsätze, in denen Verben mit vom Deutschen abweichender Rektion vorkommen:

(Übersetzungen s. S. 47)

1. Молодёжь **трéбует** ми́**ра**. G.
2. **Желáем** **всегó** хорóшего! G.
3. **Звони́те нам! Позвони́те мне** зáвтра óколо пяти́! D.
4. **Я вам не мешáю?** D.
5. **Благодарю́ вас** /вáшу мáму/ за гостеприи́мство! A.
6. Он **поздрáвил** своегó москóвского дрýга с днём рождéния. A.
7. **Я увлекáюсь** спорти́вными и́грами. I.
8. Он с дéтства **интересовáлся** мýзыкой. I.

Nun können wir auch das Deklinieren im ganzen Satz wiederholen:

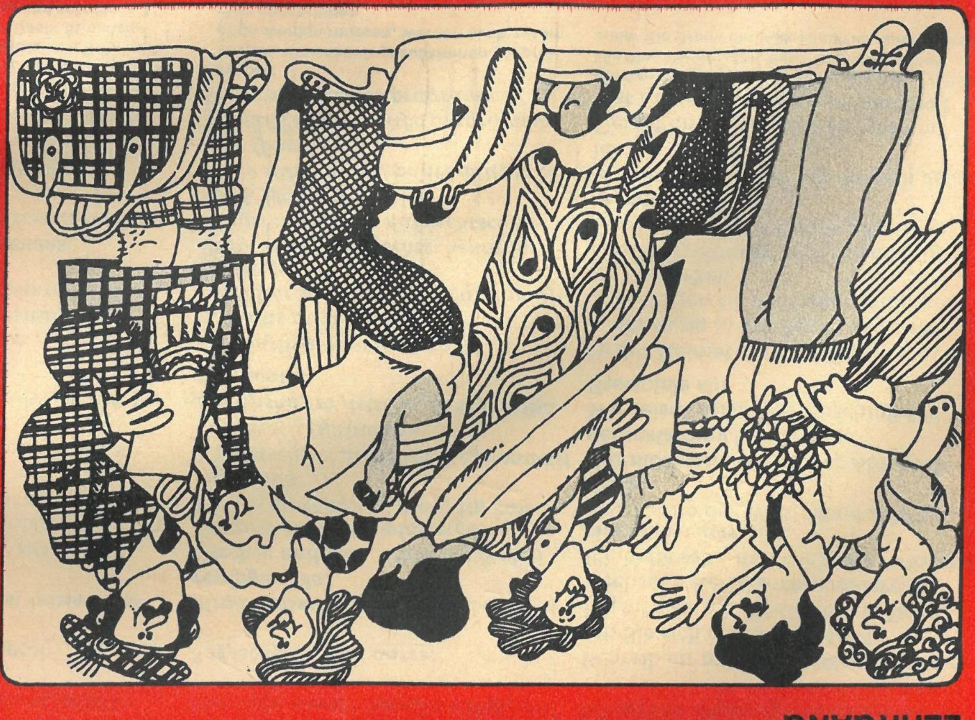
– Э́то мои́ нóвые друзья́. N.
– Никогдá не забýду **моих** (**свои́х**[1]) нóвых друзéй[2]. G.
– Мои́**м** (свои́**м**[1]) нóвым друзья́**м** я бýду писáть. D.
– Я нашёл /нашлá/ нóвых друзéй. A.
– Бýду перепи́сываться с **мои́ми** (со **свои́ми**[1]) нóвыми друзья́ми. I.
– О нóвых друзья́х расскажý на рóдине. P.

[1] Das Possessivpronomen „свой" kann gebraucht werden, wenn es um ein „Eigentum" des Subjekts geht
[2] In verneinten Sätzen steht das Objekt im Gen.

FREIE WELT
LEHRGANG

Russisch für Festivalgäste

Ob als Delegierter zu den XII. Weltfestspielen oder als Tourist im Freundesland, unser kleiner Sprachführer wird Ihnen helfen, sich zu verständigen. Zum einen bietet er fertige Redewendungen, zum anderen einige ausgewählte grammatikalische Grundkenntnisse, damit Sie auch selbst Sätze bilden können.



6. Auf ein Wiedersehen! (Verabschiedung; Wiederholung); Verb – Imperativ, Rektion, Futur

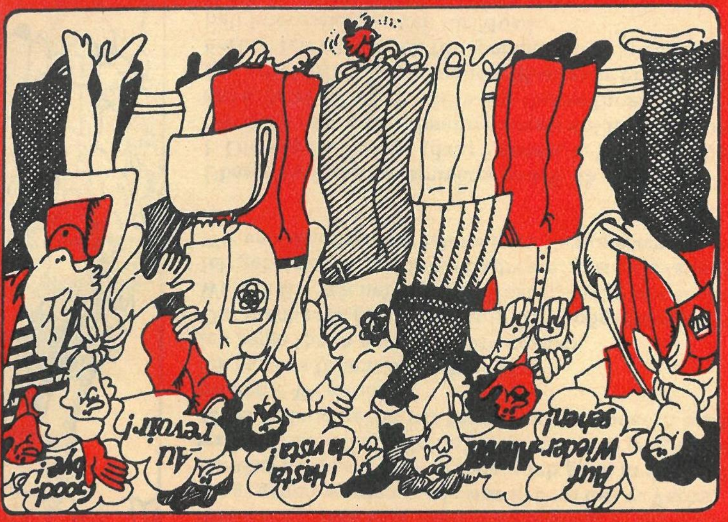
Drei Gewinner werden ausgelost!

1. Preis: ein Transistorradio „VEF 206"
2. Preis: ein Bildband des georgischen Malers Niko Pirosmani
3. Preis: ein Metalltablett mit folkloristischer Malerei

Das Los entscheidet unter Ausschluß des Rechtsweges. Ihre Postkarte (Briefe werden nicht gewertet) senden Sie an: Redaktion FREIE WELT 1056 Berlin, PSF 10

PREISFRAGE:

1. Übersetzen Sie ins Russische:
Ich möchte mich von Ihnen verabschieden. – Ich interessiere mich für Musik. – Vergiß mich nicht! – Glückliche Reise!
2. Welche Buchstaben fehlen? (siehe Bild)



Einsendeschluß: 14.8.1985
Auflösung in Heft 18/85

Gewinner der 4. Lektion:

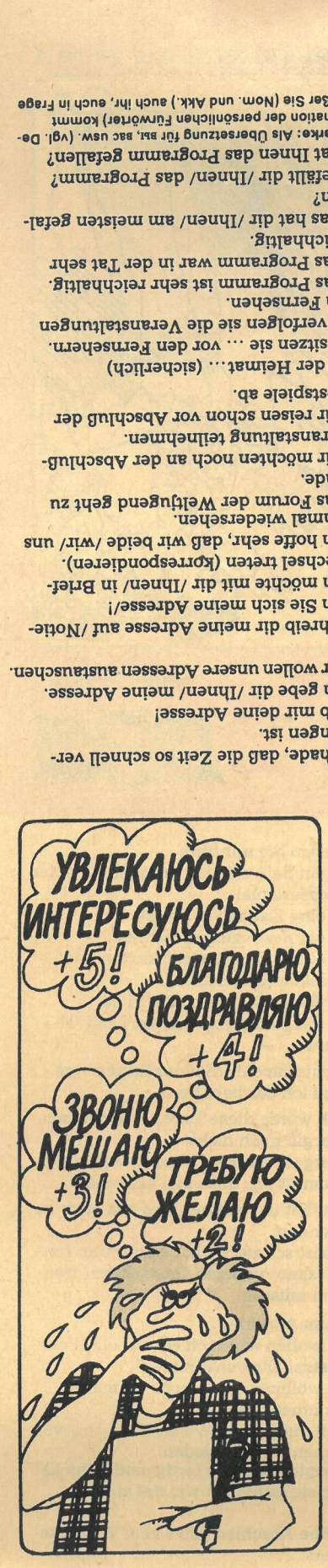
Das Radio geht an: Karin Schiller, Lukkenwalde; den Bildband erhält: Rainer Pötschke, Gräfenhainichen; das Tablett: Fam. A. Szott, Finsterwalde.

Auflösung der Preisfrage zu Lektion 4 (Heft 14/85):
1. Я вам **покажу** фотографии. Бабушка и дедушка **живут** с нами. Свободное время я **провожу** дома. Я **собираю** пластинки. Я **живу** в столице ГДР. Мы **отметили** сорокалетие Победы.
2. РУССКИЙ ЯЗЫК ПО РАДИО

Autor: Hella Rymarowicz; **Illustration:** Detlev Schüler; **fachliche Beratung:** Igor Wladimirow; **Redaktion:** Helga Bengtson

Давайте сфотографируемся на память!	*Dawájtje βfatagrafírujimβa na pámj(a)tj!*	Kommt her, wir schießen ein Erinnerungsfoto!
Созвонимся!	*βaswanímβa!*	Wir verständigen uns telefonisch.
Счастливого пути!	*βtsch(a)βliw(o)w(o) putj!*	Glückliche Reise!
Всего доброго /хорошего/!	*Fβiwó dóbr(o)w(o) /charóschew(o)/!*	Alles Gute!
Желаем счастливо доехать!	*Shyłájim βtsch(a)βliw(o) dajách(a)tj!*	Kommt gut nach Hause!
Дай/те/ о себе знать!	*Dáj/tje/ a βibjá snatj!*	Laß/t/ von dir /euch/ hören!
Пиши/те/, не забывай/те/!	*Pischý/tje/, ni sabywáj/tje/!*	Vergiß /Vergeßt/ nicht zu schreiben!
В добрый час!	*Wdóbry tschas!*	(etwa: Gutes Gelingen!)
Нам пора.	*Nam pará.*	Wir müssen aufbrechen.
До встречи!	*Da fβtrétschi!*	Bis zum Wiedersehen!
До свидания! Спасибо за всё!	*Da βwidánija! βpaβíb(o) sa fβjo!*	Auf Wiedersehen! Dank für alles!
Меня направят в Москву на XII Всемирный.	*Minjá naprάwj(a)t wmaßkwú na dwináz(a)ty Fβjämirny.*	(1) Man schickt mich nach Moskau zu den XII. Weltfestspielen.
Надо будет подготовиться к фестивалю.	*Nád(o) búdjit padgatówitβa kfißtjiwálu.*	(1)Es wird nötig sein, sich auf das Festival vorzubereiten.
Наша группа приехала из ГДР.	*Nάscha grúppa prijáchała is GDR.*	(1)Unsere Gruppe ist aus der DDR.
Меня зовут /Моя фамилия…/	*Minjá sawút… /Majá famílija…/*	(1)Ich heiße (mit Vornamen/mit Zunamen/)…
Мне /Нам/ нужна справка.	*Mnjä /Nam/ nushná βpráfka.*	(2)Ich/Wir/brauche/n/ eine Auskunft.
Как попасть [на Красную площадь]?	*Kak papáßtj [na Kráßnuju płóschidj]?*	(2)Wie gelangt man [zum Roten Platz]?
Сколько с меня?	*ßkólk(o) ßminjá?*	(2) Was habe ich zu zahlen?
К кому мне /нам/ обратиться?	*Kkamú mnjä /nam/ abratjítβa?*	(2) An wen soll ich mich /sollen wir uns/ wenden?
Я /Мы/ в восторге.	*Ja /My/ wwaßtórgje.*	(3) Ich bin/Wir sind/begeistert.
Какие достопримечательности вы рекомендуете?	*Kakíje daßt(o)primitschátjiln(o)ßtji wy rikamindújitje?*	(3)Was empfehlen Sie an Sehenswertem?
Мне нужна медицинская помощь.	*Mnjä nushná medjizýnßkaja póm(o)sch.*	(3) Ich brauche medizinische Hilfe.
Я гражданин /гражданка/ ГДР.	*Ja grashdanín /grashdánka/ GDR.*	(4) Ich bin DDR-Bürger/in/.
Я увлекаюсь [спортивными играми].	*Ja uwlikájus [βpartjíwnymi ígrami].*	(4) Ich mag [sportliche Spiele] sehr.

(Angabe der Lektionen in Ziffern)



Unsere kleine Grammatikstrecke (1)

Der Imperativ (Befehlsform). Rektion der Verben

In den Lektionen 4 und 5 haben wir uns mit den Verben in ihren beiden Aspekten befaßt. Wir wissen, daß keine Aussage exakt ist, wenn wir nicht ganz bewußt den Aspekt berücksichtigt haben. Das gilt für den Infinitiv, für die konjugierten Verbformen, das Präteritum, für Aktiv und Passiv, z.T. auch für den **Imperativ,** den wir als Touristen recht oft gebrauchen müssen. Die vom uv. Verb stammenden Imperative sind weniger verbindlich gemeint als die vom v. Verb stammenden:

uv.	aber **v.**
Говори́те, пожа́луйста, поме́дленнее!	Скажи́те, пожа́луйста,…
Sprechen Sie doch bitte etwas langsamer!	Sagen Sie bitte,…
	Запиши́те мой а́дрес!
Пиши́/те/, не забыва́й/те/!	Notieren Sie sich meine Adresse!
Schreib/t/ (mal), vergiß /vergeßt/ das nicht!	Не забу́дь меня́!
	Vergiß mich nicht!
Приезжа́йте к нам!	Да́й/те/ о себе́ знать!
Kommt uns besuchen!	Laß/t/ von dir /euch/ hören!
Звони́те мне!	
Rufen Sie mich doch mal an!	

Um unser Grammatikprogramm abzurunden, wollen wir uns die Berührungspunkte zwischen Nomina (s. Lektionen 1–3) und Verben bewußt machen. Der „normale" (erweiterte) Satz besteht aus Subjekt (im Nom.), Prädikat (hier: Verbform) und Objekt (im Akk.): SPO. Doch heißt das nicht, daß wir zur Satzbildung nur N. und A. zu lernen brauchten, denn es gibt im Russischen Verben, die andere Fälle **regieren:**

Verben mit Genitiv	**Dativ**	**Akk.**	**Instr.**
fordern	anrufen	danken	sich begeistern (für)
тре́бовать /по-	звони́ть /по-	благодари́ть /по-	увлека́ться[1])
wünschen	stören	gratulieren	sich interessieren (für)
жела́ть /по-	меша́ть /по-	поздравля́ть/ поздра́вить	интересова́ться[1])

[1]) v. Formen wenig gebräuchlich

Мне хочется с тобой /вами/ переписываться.	*Mnje chótschitstja stabój /βwámi/ pereβywatβa.*	Ich möchte mit dir /Ihnen/ in Briefwechsel treten (korrespondieren).
Очень надеюсь, что мы с тобой /с вами/ ещё увидимся.	*Otschin nadéjus, schto my stabój /βwámi/ jistschó uwidimβa.*	Ich hoffe sehr, daß wir beide /wir/ uns nochmal wiedersehen.
Форум молодёжи шагает конца.	*Fórum maładóschy pίagitj kanetsa.*	Das Forum der Weltjugend geht zu Ende.
Мы ещё хотим участвовать в закрытии фестиваля.	*Mы jistschó chatjim utschάstwowatj zakrytii fίfitiwάlja.*	Wir möchten noch an der Abschlußveranstaltung teilnehmen.
На родине, наверное,… …сидят перед телевизорами. …слезят за мероприятиями по телевидению.	*Na ródjinje, nawίrnaje,… …βidjάt pérettilίwis(o)ramt. …βidjάt sa mirapriάtijamt pa tjitiwίzyi.*	Wir reisen schon vor Abschluß der Festspiele ab. In der Heimat… (sicherlich) …sitzen sie … vor den Fernsehern. …verfolgen sie die Veranstaltungen im Fernsehen.
Программа насыщенная. Программа была насыщенной, в самом деле.	*Prograάmma nasίschtschennaja. Prograάmma bыła nasίschtschennoj, w sάm(o)m délje.*	Das Programm ist sehr reichhaltig. Das Programm war in der Tat sehr reichhaltig.
Что тебе /вам/ понравилось больше всего?	*Schto tibjά /wam/ panrάwiłos bólsche fβίwo?*	Was hat dir /Ihnen/ am meisten gefallen?
Тебе /Вам/ нравится программа? Вам понравилась программа?	*Tjibjά/Wam/ nrάwitsja prograάmma? Wam panrάwiłas prograάmma?*	Gefällt dir /Ihnen/ das Programm? Hat Ihnen das Programm gefallen?

Beachte: Die fettgedruckten Vokalbuchstaben in den Fragen markieren die Stimmführung (Intonation); ohne Dach: Stimmsenkung, mit Dach: Hebung und sofortiges Absinken. Am Ende eines Fragesatzes bleibt die Stimme unten

Beachte:
- **Wörter, die unbedingt zusammen gesprochen werden müssen, werden auch zusammen geschrieben**
- **' = hartes (kehlig gesprochenes) ł**
- **Eingeklammerte Vokale werden stark verkürzt ausgesprochen**

Schade, daß die Zeit so schnell vergangen ist.
Gib mir deine Adresse!
Ich gebe dir /Ihnen/ meine Adresse.
Wir wollen unsere Adressen austauschen.

Schal, schto wrémj(a) tag bыstro prolitjίt(o)!
Daj mnjά twoj ádres!
Dam tibjά /wam/ moj ádres.
Dawάjtje abmenjάjimβa adresάmi!

Sapischύ/tje/ moj ádres!

Schreib mir meine Adresse auf /Notieren Sie sich meine Adresse/!

Mnjά chότschitstja βtabój /βwámi/ pίtreffiwatβa.

Ich möchte mit dir /Ihnen/ in Briefwechsel treten (korrespondieren).

Otschin nadéjus, schto my βtabój /βwámi/ jistschó uwidimβa.

Ich hoffe sehr, daß wir beide /wir/ uns nochmal wiedersehen.

Fórum maładóschy pίagitjίwa kantschάtjtjίwa.

Das Forum der Weltjugend geht zu Ende.

My jistschó chatjim utschάstwowatj wsakrytjίt fίfitiwάlja.

Wir möchten noch an der Abschlußveranstaltung teilnehmen.

My ujishájim jistschó do sakrytjίja fίfitiwάlja.

Wir reisen schon vor Abschluß der Festspiele ab.

Na ródjinje, naverάtnaje,…
…βidjάt pérettilίwis(o)ramt.
…βidjάt sa mirapriάtijamt pa tjitiwίzyi.

In der Heimat… (sicherlich)
…sitzen sie … vor den Fernsehern.
…verfolgen sie die Veranstaltungen im Fernsehen.

Prograάmma nάßjistschennaja.
Prograάmma bыła nάßjistschennoj, w sάm(o)m délje.

Das Programm ist sehr reichhaltig.
Das Programm war in der Tat sehr reichhaltig.

Schto tjibjά /wam/ panrάwiłas bólsche fβίwo?

Was hat dir /Ihnen/ am meisten gefallen?

Tjibjά/Wam/ nrάwitsja prograάmma?
Wam panrάwiłas prograάmma?

Gefällt dir /Ihnen/ das Programm?
Hat Ihnen das Programm gefallen?

Merke: Als Übersetzung für bы, вас usw. (vgl. Deklination der persönlichen Fürwörter) kommt außer Sie (Nom. und Akk.) auch ihr, euch in Frage

Grammatikstrecke (3)

Die Umsetzung des deutschen futuralen Präsens

Wenn wir in der deutschen Umgangssprache eine konkrete **Absicht** äußern wollen, verwenden wir statt des Futurs, das gemeinhin eine noch ausstehende Handlung anzeigt, praktischerweise das Präsens. Jedermann sagt: „Ich gehe jetzt in die Stadt", obwohl er noch gar nicht losgegangen ist. Im Russischen **muß** eine **Absichtserklärung** in der konkreten Situation im Futur gegeben werden, und zwar in dem des v. Verbs:
Я пойду́ в го́род (*Ja ujú v górod* – Ich gehe in die Stadt – sagt einer, der **unterwegs** nach dem „Wohin?" befragt wird) (Aspektpaar: идти́/пойти́)
Abschließend geben wir Ihnen noch ein paar in beiden Sprachen häufig gebrauchte Wendungen:

Я вам это скажу́[1].	(говори́ть/сказа́ть)
Ich sage es Ihnen. *Ja wam ßto skaschú*[1].	
Я вам это покажу́.	(пока́зывать/показа́ть)
Ich zeige Ihnen das. *Ja wam ßto pokaschú.*	
Это я вам обязательно сде́лаю!	(де́лать/сде́лать)
Das mache ich ganz bestimmt! *SSto ja wam objasátelno sdélaju!*	
Подожди́те!	(ожида́ть/подожда́ть)
Warten Sie, ich helfe Ihnen! *Podoschdíte, ja wam pomόschtsch!*	
Я дам тебе́ /вам/ мой а́дрес.	(дава́ть/да́ть)
Ich gebe dir /Ihnen/ meine Adresse. *Ja dam tebjé /wam/ moj ádres.*	
Мы договори́лись.	(договарива́ться/договори́ться)
Wir verständigen uns telefonisch. *Mы dagawarίlis.*	

[1]) Natürlich ist es nicht falsch, wenn Sie ein konjugiertes v. Verb mit dem dt. Futur übersetzen; es ist nur nicht immer nötig.

Aus den Notizen eines Jähzornigen

Fortsetzung von S. 35

terwäsche auf die Straße gelaufen, tauchte in der Menge unter und rief mit verzweifelter Stimme: „Rette sich, wer kann!“
Viele Sommerfrischlerinnen, darunter auch hübsche und junge, stürzten, vom Lärm aus dem Schlaf gerissen, unbeschuht auf die Straßen. Überhaupt geschah allerlei, worüber ich lieber nicht sprechen möchte.
„Ach, wie schrecklich!“ kreischten die bunten Mädchen. „Das ist entsetzlich!“
„Mesdames, beobachten Sie!“ rief ich ihnen zu. „Die Zeit ist kostbar!“
Ich selber versuche in aller Eile den Durchmessern von Mond und Sonne beizukommen. Mir fällt die Korona ein und meine Augen suchen den versehrten Offizier. Er steht da und tut gar nichts.
„Was ist denn nur?“ rufe ich ihm zu. „Und die Korona?“
Er zuckt nur mit den Schultern und verweist mit dem Blick hilflos auf seine Hände. An seinen beiden Armen hängen bunte Mädchen; sie drücken sich verängstigt an ihn und hindern ihn am Arbeiten. Ich nehme einen Bleistift und notiere die Zeit, genau nach Sekunden. Das ist wichtig. Ich halte auch die geographische Lage des Beobachtungspunktes fest. Auch das ist wichtig. Dann will ich die Durchmesser feststellen, aber in diesem Augenblick faßt mich Maschenka bei der Hand und sagt: „Vergessen Sie also nicht, heute um elf Uhr!“
Ich ziehe meine Hand zurück und will, mit jeder Sekunde geizend, in den Beobachtungen fortfahren, aber Warenka hängt sich krampfhaft an meinen Arm und schmiegt sich an mich. Der Bleistift, die Gläser, die Zeichnungen fallen ins Gras. Das ist doch weiß der Teufel die Höhe! Es wird endlich Zeit, daß dieses Mädchen begreift, wie jähzornig ich bin, und daß ich, wenn mich der Jähzorn packt, rasend werde und mich für nichts verbürgen kann!
Ich will fortfahren, aber die Sonnenfinsternis ist vorbei! „Sehen Sie mich doch an!“ flüstert Warenka zärtlich.
Das ist nun wirklich der reinste Hohn! Seien Sie ehrlich, ein solches Spiel mit der menschlichen Geduld kann nur ein schlimmes Ende nehmen. Geben Sie die Schuld also nicht mir, wenn etwas Furchtbares geschieht. Ich gestatte niemand, sich über mich lustig zu machen oder mich zu verhöhnen, und rate, hol's der Teufel, niemand, mir allzu nahe zu kommen, wenn ich außer mir bin, verdammt noch mal! Ich bin zu allem fähig! Eines der Mädchen sieht mir vermutlich an, daß ich innerlich rase, und sagt, offenbar in dem Wunsch, mich zu beruhigen: „Ich, Nikolai Andrejewitsch, habe Ihren Auftrag erfüllt und die Säugetiere beobachtet. Ich habe dabei gesehen, wie vor der Sonnenfinsternis ein grauer Hund einer Katze nachjagte und danach lange mit dem Schwanz wedelte.“
So ist aus der Sonnenfinsternis also nichts geworden. Ich gehe nach Hause. Es regnet, und ich verzichte darauf, mich auf den Balkon zu setzen und dort zu arbeiten. Der versehrte Offizier hat es riskiert und sogar hingeschrieben: „Ich bin geboren in ...“, aber dann sehe ich durch mein Fenster, wie ihn eines der bunten Mädchen hinter sich her in ihr Landhaus schleift. Arbeiten kann ich nicht, weil ich noch immer rase und Herzklopfen habe. In die Laube gehe ich nicht. Das ist zwar unhöflich, aber geben Sie zu, ich kann doch nicht im Regen spazierengehen! Um zwölf erhalte ich von Maschenka einen Brief; sie macht mir Vorwürfe und bittet mich, in die Laube zu kommen; die Anrede ist „Du“ ... Um eins bekomme ich einen zweiten Brief, um zwei einen dritten ... Es bleibt nichts anderes übrig als hinzugehen. Bevor ich aber hingehe, muß ich mir überlegen, was ich ihr sagen werde. Ich werde handeln wie ein anständiger Mensch. Vor allem werde ich ihr sagen, sie bilde sich nur ein, daß ich sie liebe. Übrigens nein, solche Dinge sagt man Frauen nicht. Einer Frau sagen: „Ich liebe Sie nicht“ ist ebenso taktlos wie einem Schriftsteller sagen: „Sie schreiben schlecht.“ Am besten, ich setze Warenka meine Ansicht über die Ehe auseinander. Ich ziehe einen warmen Mantel an, nehme den Schirm und mache mich auf den Weg zur Laube. Da ich meine jähzornige Natur kenne, fürchte ich, ich könnte etwas Überflüssiges sagen. Ich werde versuchen, mich zu beherrschen.
In der Laube erwartet man mich schon. Nadenka ist blaß und verweint. Als sie mich sieht, schreit sie freudig auf, wirft sich mir an den Hals und sagt: „Endlich! Du spielst mit meiner Geduld! Hör zu, ich habe die ganze Nacht nicht geschlafen ... Ich habe immerfort nachgedacht. Mir scheint, wenn ich dich näher kennenlerne ... werde ich dich lieben ...“
Ich setze mich und beginne, ihr meine Ansicht über die Ehe darzulegen. Um nicht zu weit auszuholen und mich möglichst kurz zu fassen, gebe ich zunächst einen kleinen geschichtlichen Überblick. Ich spreche über die Ehe bei den Indern und Ägyptern und gehe dann zu jüngeren Zeiten über; ich streue einige Gedanken von Schopenhauer ein. Maschenka hört mir aufmerksam zu, hält es dann aber plötzlich – kraft einer seltsamen Inkonsequenz der Ideen – für erforderlich, mir ins Wort zu fallen.
„Nicolas, küß mich!“ sagt sie.
Ich bin verlegen und weiß nicht, was ich darauf erwidern soll. Sie wiederholt ihre Forderung. Was soll ich machen? Ich erhebe mich und berühre mit den Lippen ihr langes Gesicht, wobei ich das gleiche Gefühl habe wie damals, in meiner Kindheit, als man mich bei der Seelenmesse die verstorbene Großmutter zu küssen zwang. Unbefriedigt von meinem Kuß, springt Warenka auf und schließt mich ungestüm in ihre Arme. Im gleichen Augenblick erscheint in der Laubentür Maschenkas maman ... Sie macht ein erschrockenes Gesicht, sagt zu irgendwem „Sch!“ und verschwindet wie Mephistopheles in der Versenkung.
Verwirrt, rasend vor Wut, kehre ich nach Hause zurück. Dort treffe ich Warenkas maman, die mit Tränen in den Augen meine maman umhalst; meine maman aber weint und sagt: „Ich habe es selber gewünscht!“
Danach – wie finden Sie das? – tritt Nadenkas maman auf mich zu, umarmt mich und mahnt: „Gott segne euch! Aber paß auf, hab sie recht lieb ... Vergiß nicht, daß sie dir ein Opfer bringt ...“
Und nun verheiratet man mich. Während ich diese Zeilen schreibe, knien bereits die Trauzeugen auf meiner Seele und drängen mich zur Eile. Diese Leute haben nicht die geringste Ahnung von meinem Temperament!
So bin ich also verheiratet. Alle beglückwünschen mich, und Warenka drückt sich in einem fort an mich und sagt: „So versteh doch, daß du jetzt mein, ganz mein bist! Sag schon, daß du mich liebst! So sag's schon!“
Und ihre Nase schwillt dabei an.
Ich habe von meinen Trauzeugen erfahren, daß der versehrte Offizier den Banden Hymens durch einen geschickten Dreh entgangen ist. Er hat seinem bunten Mädchen ein ärztliches Zeugnis vorgelegt, nach dem er infolge der Verletzung an der Schläfe geistig nicht ganz zurechnungsfähig ist und nach dem Gesetz keine Ehe eingehen darf. Eine Idee! Ein solches Zeugnis hätte auch ich beibringen können. Ein Onkel von mir hat sich zu Tode getrunken, ein anderer war sehr zerstreut (er setzte eines Tages statt seiner Mütze einen Damenmuff auf), und eine von meinen Tanten spielte dauernd Klavier und steckte, wenn ihr ein Mann begegnete, die Zunge heraus. Dazu ist auch mein äußerst jähzorniges Temperament ein sehr verdächtiges Symptom. Aber warum kommen einem gute Ideen immer so spät? Warum?

1887

Mit moderner Fangflotte

Auf den Schiffen der Hochseefischereiflotte des VEB Fischfang Rostock gibt es Einsatzmöglichkeiten im Bereich:

Fischverarbeitung
als
Produktionsarbeiter

Voraussetzungen für eine Bewerbung sind:
Mindestalter 18 Jahre und ein guter Gesundheitszustand.

Die Entlohnung – verbunden mit weiteren seefahrtspezifischen Vergünstigungen – erfolgt auf der Grundlage des Rahmenkollektivvertrages der Hochseefischerei.

Informieren Sie sich!

Fügen Sie Ihrer Anfrage oder Bewerbung einen ausführlichen Lebenslauf bei!

VEB Fischfang Rostock
Stammbetrieb des VEB Fischkombinat
Personalbüro
2510 Rostock 5
Am Fischkombinat 11

Reg.-Nr. 53/I/85

FREIE WELT-Solidaritätstombola

Von Lesern gespendet: Eine Auswahl der vielen hübschen Dinge, die wir bereits zum Verkauf auf unserem Basar bekommen haben. Jeder Einsender nimmt an der Auslosung teil.

Liebe Leser! Wieder möchten wir mit Ihnen gemeinsam die große Solidaritätsaktion der Berliner Journalisten auf dem Alexanderplatz am 30. August 1985 vorbereiten. FREIE WELT erwartet an diesem Tag am Stand vor dem Centrum-Warenhaus viele Käufer – diesmal zusammen mit dem Zentralvorstand der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft. Und wie in den vergangenen Jahren bieten wir Ihnen unsere Solidaritätstombola. Dabei denken wir besonders an alle, die uns nicht auf dem Alex besuchen können.

Das alles können Sie gewinnen:

- Fünf Kurzreisen in die UdSSR im ersten Quartal 1986 (Bei Bedarf steht jeweils eine zusätzliche Reise für einen Partner auf eigene Kosten zur Verfügung.)
- Viele Sachpreise im Gesamtwert von 3000 Mark
- 100 Büchergutscheine im Wert von je 30 Mark.

So können Sie teilnehmen:

Überweisen Sie bitte einen Geldbetrag von mindestens 2 Mark auf das
Postscheckkonto Berlin 7199–68–17 717
Kennwort: FREIE WELT Solidarität 1985

Kleben Sie bitte den Einzahlungsbeleg auf eine Postkarte, schreiben Sie auch hier das Kennwort dazu und schicken Sie die Karte an:
Redaktion FREIE WELT
1056 Berlin
Postfach 9

Oder

schicken Sie eine Spende für unser Verkaufsangebot am FREIE WELT-Stand auf

Sie fragen wir antworten

Heute: Kinderwagen

Stimmt es, daß wir viele Kinderwagen in die UdSSR exportieren? Überall seien sie in dem großen Land zu sehen, hörte ich.
Linda Neumann, Erfurt

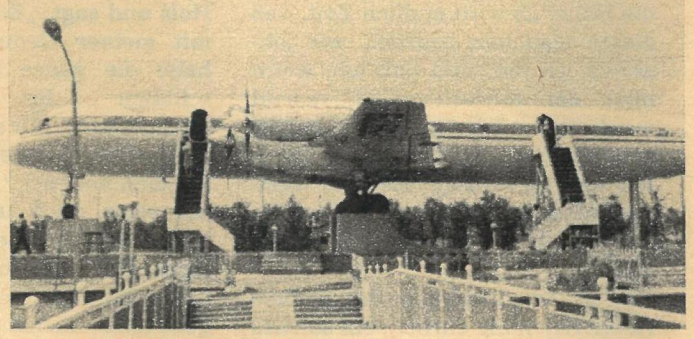
Der Export von Kinderwagen aus der DDR in die UdSSR ist beträchtlich, dieses Jahr wurde die Viermillionengrenze seit Beginn der Lieferungen überschritten. Als 1960 in Moskau und Kiew Plakate mit dem Wort „Zekiwa" auftauchten, wußten die meisten Passanten nichts damit anzufangen. Zwei Jahre vorher waren die ersten Kinder- und Sportwagen in die UdSSR geliefert worden. Inzwischen leisten Erzeugnisse mit diesem Markenzeichen überall zwischen Brest und Wladiwostok gute Dienste. Längst hat sich auch die wissenschaftlich-technische Zusammenarbeit zwischen den Zeitzer Produzenten und dem Institut für Entwicklung, Konstruktion und Produktionsvorbereitung von Kinderfahrzeugen in Tscheljabinsk bewährt, und regelmäßig werden Delegationen von Fachleuten ausgetauscht. Übrigens kannte man in Moskau schon vor hundert Jahren Zeitzer Kinderwagen – Ende des 19. Jahrhunderts lieferte die damalige Firma Naether ihre Produkte dorthin, allerdings wegen der hohen Zollgebühren in Einzelteilen! Heute garantieren Fünf-Jahres-Verträge, die kontinuierlich erfüllt werden, einen reibungslosen Warenaustausch. Das Kombinat Zekiwa Zeitz ist heute der größte Kinderwagenhersteller in Europa, seit 1950 wurden mehr als 20 Millionen produziert und ein großer Teil davon in viele Länder exportiert. *Klaus Fischer*

Historischer Werbezettel für Zeitzer Kinderwagen: „Zekiwa in Moskau"

Knusper, knusper, knäuschen …

Liebe Kinder!

Hier gibt es für Euch etwas zu raten und auch zu gewinnen: Mit dem Zaubersud der bösen Hexe Gingema begann im Heft 15/85 die für Euch gezeichnete Geschichte vom „Zauberer der Smaragdenstadt". Ihr findet die Fortsetzung in diesem Heft auf der Seite 40. Und nun unsere
Preisfrage:
Kennt Ihr ein Märchen der Gebrüder Grimm, in dem eine Hexe in einem Knusperhäuschen wohnt? Schreibt uns bis zum 14. August 1985, wie es heißt! Vergeßt auch nicht Eure Adresse und Euer Alter! Auf der Karte oder dem Briefumschlag an uns muß stehen: Redaktion FREIE WELT, 1056 Berlin, Postfach 10. Kennwort: Smaragdenstadt.
Zehn Büchergutscheine über je 10 Mark sind zu gewinnen.



Leserfoto

Im Naherholungsgebiet der südkasachischen Stadt Tschimkent von Manfred Feldmann, Zepernick, entdeckt: Eine ausgediente IL 18 als Kinderrestaurant!

dem Alex: Andenken, Handarbeiten, Bücher… Adressieren Sie Ihre Sendung an:

Redaktion FREIE WELT
1056 Berlin
Postfach 9.

Jeder Einzahlungsbeleg über mindestens 2 Mark und jede Geschenksendung kommen in die Auslosung.

Sie erfolgt am 2. September 1985. Die Gewinner werden ebenfalls noch im September in der FREIEN WELT veröffentlicht.

Helfen Sie mit, liebe Leser, damit die traditionelle Solidaritätsaktion auch in diesem Jahr ein voller Erfolg wird! Machen Sie mit bei der Solidaritätstombola der FREIEN WELT!

Wir sind dabei!

Da ich in eine kleinere Wohnung ziehe, muß ich mich von einigen Büchern trennen. Ich tue es gern für einen guten Zweck.

Charlotte Sachs, Dresden

Mit gleicher Post erhalten Sie zehn von mir selbst hergestellte Zettelkästen aus Leder. Viel Erfolg für Ihren Basar!

Hellmuth Blumhardt, Halle

Mein Püppchen soll dazu beitragen, daß noch mehr Menschen aus Vietnam, Angola und anderen Ländern bei uns studieren und lernen können.

Cordula Janz, Buch

Auch in diesem Jahr möchte ich nicht abseits stehen. Gern trenne ich mich deshalb von einigen mir lieb gewordenen Andenken und hoffe, mit den kleinen Dingen einer großen Sache zu dienen.

Sonja Schuckelt, Müllrose

150 junge Bürger der Volksrepublik Angola treten im VEB IFA-Automobilwerk Ludwigsfelde eine vierjährige Berufsausbildung an. Auch das ist ein Teil unserer Solidarität.

Ortwin Stolz, Potsdam

Täglich erreichen uns Pakete, Päckchen und Einzahlungsbelege für Geldspenden. Vielen herzlichen Dank an alle, die bisher unserem Aufruf folgten!

Riesenkessel

Das Foto vom Rila-Kloster in Bulgarien schickte uns Ralf-Peter Ewert, Berlin.

Das berühmte Rila-Kloster in Bulgarien habe ich nun mit eigenen Augen gesehen – ein bezaubernder Anblick inmitten von Kiefern- und Buchenwäldern im Herzen des Rilagebirges. Besonders imponierte mir die Klosterküche mit ihrem Gewölbe und dem 22 Meter hohen Schornstein. In riesigen Kesseln wurde hier früher das Essen für Mönche und Pilger zubereitet.

Diana Gründer, Leipzig

Ja, liebe Frau Gründer, die Esse der Kloster-Hauptküche erweckt wegen ihrer Ausmaße immer wieder das Erstaunen der Besucher. Doch bestimmt haben Sie auch den größten der Kessel bewundert. Die „Tschorba", die darin gekocht wurde, dürfte recht kräftig gewesen sein. Denn immerhin faßt dieser Kessel das Fleisch von einigen Hammeln, sogar das eines ausgeschlachteten Ochsen. Dem Rila-Kloster, nationales Denkmal der bulgarischen Kultur, wurde von der Internationalen Organisation der Reisejournalisten die Ehrentrophäe „Goldener Apfel" verliehen. Alljährlich „pilgern" rund zwei Millionen Touristen zum Kloster in den Bergen.

Helmuth Pelzer

In der Kalmykensteppe

… entstand ein neuer Sammelbeitrag innerhalb der Serie „Völkerschaften der UdSSR". FREIE WELT-Reporter Gisela Reller (Text) und Detlev Steinberg (Fotos) berichten in Heft 19/85 auf 26 Seiten über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der Kalmyken, wie immer mit Preisrätsel und auch diesmal mit großen Farbfotos. Kalmykische Märchen, Gedichte, Sprichwörter erscheinen hier zum ersten Mal in deutscher Sprache.

Solotänzer des kalmykischen Gesangs- und Tanzensembles „Tjulpan"

Weiter Russisch?

Den neuen Russischlehrgang finde ich sehr gut („Russisch für Festivalgäste", ab FW 11/85). Ich hatte vor zwölf Jahren zum letzten Mal Russischunterricht und nutze die Gelegenheit zum Auffrischen.

Manuela Faßbender Frankfurt (Oder)

Eine große Überraschung war es für mich, daß ich den ersten Preis im Russisch-Lehrgang gewonnen habe, und dies bei der 1. Lektion. Leider konnte ich nicht persönlich das Radiogerät in Empfang nehmen, da ich gerade meinen Urlaub mit „Jugendtourist" in der VR Bulgarien verbrachte. Daher heute erst meinen herzlichsten Dank!

Bernd Stoppira, Hoyerswerda

Ihre Lehrgänge helfen mir auch viel beim Briefwechsel mit sowjetischen Freunden. Bringen Sie bitte weiter Redewendungen!

Michael Beyer, Suhl

Mit der 6. Lektion geht unser Lehrgang „Russisch für Festivalgäste" zu Ende, in dem wir zum ersten Mal auch eine „Grammatikstrecke" angeboten haben. Wie ist Ihre Meinung dazu?

Ihre Lehrgangsredaktion

Da sind wir wieder!

Sie brachten unser Konterfei in Ihrem Heft 14/85 im Zusammenhang mit einer Frage zur Zwillingsforschung. Rechts sehen Sie meinen Bruder Hans. Im Januar 1985 wurde in Werdau der erste Zwillingsklub in unserer Republik gegründet – wir beide sind die Vorsitzenden. Auch alle anderen Funktionen sind mit Zwillingen besetzt – doppelt hält bekanntlich besser. Unser Klub widmet sich vorwiegend der Geselligkeit, leistet aber auch Zuarbeit für die Zwillingsforschung. Zur Zeit läuft die Vorbereitung für das erste nationale Zwillingstreffen der DDR im September 1985 auf Hochtouren!

Gerhard Fischer, Werdau

Luftiger Käfig

Der Artikel über den Flugkäfig im Berliner Tierpark („Greife im Griff", FW 13/85) gefiel mir. Noch nachträglich dieser Einrichtung meinen Glückwunsch zum 30. Geburtstag und weiterhin viel Erfolg bei den verschiedenen Züchtungen!

Fridl Siegemund, Dresden

Ist der Käfig verglast?

Erich Weller, Roßlau

Nein, die Rückwand besteht aus Naturstein, versehen mit Vorsprüngen und Nischen. Der gesamte Käfig ist mit Maschendrahtgeflecht bespannt.

Dr. Dieter Minnemann, Tierpark Berlin

Zu knapp!

Der Einsendeschluß „9. 7. 1985" für die Preisfrage zur Folge 3 „Flugzeuge der UdSSR" (FW 14/85) war diesmal aber sehr knapp.

Margit Höcke, Magdeburg

Sollte das ein Scherz sein, oder war es der Druckfehlerteufel?

Hermann Benning, Grimma

Den Streich hat uns der Druckfehlerteufel gespielt. Es hätte richtig heißen müssen: 17. Juli 1985. Alle Einsendungen kamen noch in die Auslosung!

Stilfragen

Mit reichem Gewinn an Kenntnissen lese ich seit Jahren die FREIE WELT. Aber in Heft 13/85 sind Sie bei den „Moskauer Skizzen" ausgerutscht! Im 17. Jahrhundert gab es noch keinen Empire-Stil.

Gerda Bredemeyer, Berlin

Ja, richtig! Das Empire war die Kaiserzeit, die des Kaisers Napoleon Bonaparte. Und der Empire-Stil wurde zur europäischen Mode, die von Frankreich ausging. Die Häuser nahe dem Arbat in Moskau stammen allerdings tatsächlich aus dem 17. Jahrhundert, wurden aber 200 Jahre später umgebaut – im Empire-Stil.

Tanja Trögel

„Ruslan"

Die Beiträge über die AN-124 und „Flugzeuge der UdSSR", Folge 3 (FW 14/85) sind eine wichtige Bereicherung unserer Materialsammlung. In unserer NVA-Dienststelle gibt es einen Traditionszirkel, der sich unter anderem mit dem Lebensweg Oleg Antonows beschäftigt.

Ralf-Jürgen Kühne, Strausberg

Preisfrage

Heft 16/85

Welche Schiffstypen baut die DDR im Auftrag der sowjetischen Fischereiwirtschaft?

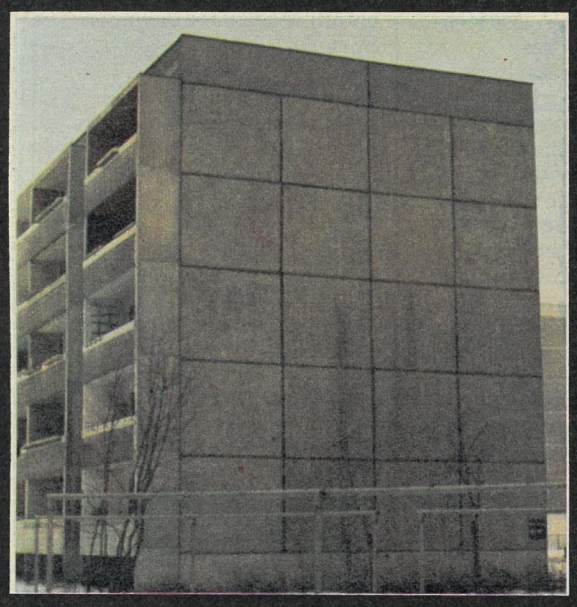
Die Lösung finden Sie in einem Beitrag dieses Heftes. 1 × 50 M sind zu gewinnen. Das Los entscheidet unter Ausschluß des Rechtsweges. Auflösung in Heft 18/85. Ihre Postkarte mit ausgeschnittener Marke – siehe Schere – und Antwort schicken Sie bitte an Redaktion FREIE WELT, 1056 Berlin, Postfach 9. Briefe werden nicht gewertet. Einsendeschluß: 14. August 1985. Auflösung von Heft 14/85: Johann Karl Wezel. Wir gratulieren Margot Siegel, Waldheim.

Flugzeuge

So war es richtig in Folge 3 „Flugzeuge der UdSSR" (FW 14/85): Das Versuchskonstruktionsbüro O. K. Antonow befindet sich in Kiew, der Hauptstadt der Ukrainischen SSR. Es gewannen 150 M Irmgard Keßler, Schleusingen; 100 M Dietmar Kranz, Erfurt; 50 M Cornelia Viehweger, Aue. Herzlichen Glückwunsch!

Redaktion: Ingrid Buchholz; Fotos: Volker Hohlfeld, Detlev Steinberg, ZB/MTI, Archiv; Vignette: Martin Kotsch

Aus der Körperwärme des Menschen konnten schon immer bestimmte Krankheiten gedeutet werden. Die moderne Technik hat diese Art der Diagnose perfektioniert und offeriert auf Wunsch des Arztes ein farbiges Wärmeporträt unseres Organismus. Jede Farbe auf dem Thermogramm steht für einen Temperaturwert auf der Haut. Dem Chirurgen gibt sie Hinweise auf eine Geschwulst oder dem Internisten Fingerzeige für Durchblutungsstörungen. Mit der Thermographie hat sich die Medizintechnik ein Verfahren erschlossen, das frühzeitig gefährliche Erkrankungen beim Menschen signalisieren kann.



Auch die Bauindustrie nutzt Wärmebilder zum Aufspüren von Verlustquellen an Energie. Das Foto links zeigt die Giebelseite eines Neubaublocks.

Die Farbdarstellung (Foto unten) gibt das Thermogramm der Giebelseite wieder. An den lilafarbenen Stellen geht am meisten Wärme verloren.

Weiß ist heiß

Ein Beitrag von Bärbel Förste

Weiß ist heiß

Wer hat sie nicht selbst schon bei Knochenbrüchen oder Prellungen gespürt, die pulsierende Hitze an den schmerzenden Stellen. Diese Tatsache nutzten bereits Mediziner des Altertums für die Deutung von Krankheiten: Körperteile, die schmerzen, sind wärmer als ihre Umgebung. Bis heute hat sich das nicht geändert, jedoch ist die Temperaturmessung am Körper exakter geworden. Nunmehr wird ein Verfahren angewendet, das die Temperatur eines jeden Punktes auf der menschlichen Haut präzise erfassen kann.

Wärme von weiß bis blau

Jede Wärmequelle sendet Infrarotstrahlen aus. Je wärmer ein Körper ist, desto intensiver ist auch seine Infrarotstrahlung. Trifft diese beispielsweise auf einen Gegenstand, der kälter als die Strahlungsquelle ist, erwärmt er sich und gibt selbst wieder Strahlen ab. Unseren Augen bleiben sie verborgen, aber mit Hilfe der Thermographie können die unsichtbaren Strahlen sichtbar gemacht werden. Zunächst müssen sie aufgespürt werden. Das besorgt ein elektronisches Gerät, der Scanner. Er tastet die Wärmequelle punktweise ab. Jeder dieser Punkte hat einen anderen Energiewert. Die aufgespürten Punkte ergeben jedoch noch nicht das endgültige Bild. Sie müssen in elektrische Werte, das heißt in spannungsunterschiedliche, aufeinanderfolgende Impulse, umgewandelt werden. Das erfolgt im Detektor, einem Nachweisgerät für Strahlung. Dann werden die Impulse vorverstärkt und über ein Kabel der sogenannten Wiedergabeeinheit, dem Monitor, zugeführt. Auf ihm erscheint binnen kurzer Zeit das Thermogramm, eine Schwarzweißabbildung mit einer ineinander übergehenden Grautönung. Die Monitorbilder können auch in Fotos umgesetzt werden. Die hellen Stellen entsprechen den warmen Teilen der Oberfläche, die dunkleren den kälteren. Für eine genauere Auswertung ist dieses Wärmebild wenig geeignet. Deshalb wird die Farbdarstellung verwendet, wobei bis zu zehn unterschiedliche Farben auftreten. Zwischen dem Schwarz gleich „kalt“ und dem Weiß gleich „heiß“ liegt eine Farbskala von grün, gelb, rot, lila bis blau. Diese farbigen Bilder lassen Wärmeunterschiede von nur 0,2 Grad erkennen. Oft genügt der visuelle Eindruck eines Thermogramms, um Diagnosen zu stellen. Aber für eine quantitative Auswertung bietet sich die Rechentechnik an. Das beginnt bei der Bildspeicherung auf Magnetbandkassette, umfaßt die Bildverarbeitung und reicht bis zum Druck von Thermogrammen.

Wenn es dem Krebs zu warm wird

In der thermodiagnostischen Abteilung des Instituts für Onkologie Leningrad wird die Thermographie bei der Früherkennung von Krankheiten eingesetzt. Die Geräte entwickelte das Staatliche Optische Institut Leningrad. Inzwischen sind in der Sowjetunion in 25 Städten thermodiagnostische Abteilungen eingerichtet worden. Das Verfahren ist für den Patienten außerordentlich bequem und belastet ihn nicht wie zum Beispiel eine Röntgenbestrahlung. Er braucht sich nur hinzulegen oder hinzustellen und spürt nichts vom punktweisen Abtasten seiner Haut. Da sich die Wärmestrahlung wie das Licht geradlinig im Raum ausbreitet, ist seitlich neben dem liegenden Patienten ein Spiegel angebracht. Nach vorn gekippt, hat er die zu untersuchende Region in seinem Blickfeld. Der Spiegel fängt die Wärmestrahlen ein und lenkt sie um. Der Detektor nimmt sie auf, und auf dem Monitor erscheint in Minutenschnelle das Thermogramm. Zur deutlichen Darstellung der Energiewerte werden entsprechende Hautpartien gekühlt, damit sich wärmere Zonen besser abheben können. Bei der medizinischen Diagnostik wird davon ausgegangen, daß hohe Temperaturen für Entzündungen, tiefe für Störungen sprechen. Auf dem Wärmebild heben sie sich deutlich als helle und dunkle Flecken ab.

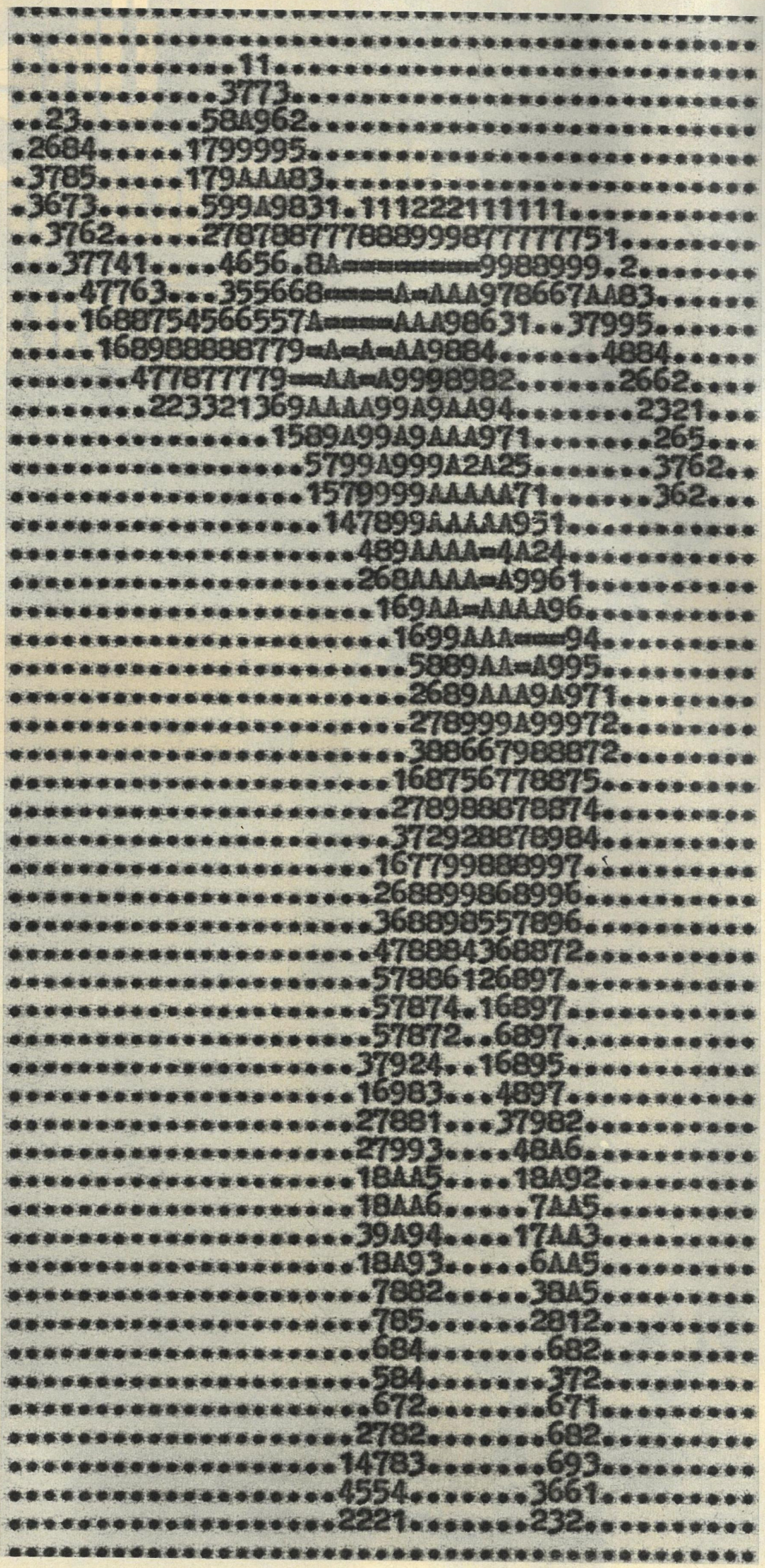
Jeder Mensch hat sein eigenes typisches Thermogramm, so wie seinen unverwechselbaren Fingerabdruck. Diese Tatsache wird unter anderen dazu genutzt, durch wiederholte Aufnahmen solcher Wärmebilder krankhaften Veränderungen auf die Spur zu kommen. Vor allem bei Herzinfarkten und vielen Gefäßerkrankungen ist dieses Diagnostikverfahren sehr vielversprechend. Neben den so häufigen Durchblutungsstörungen der Beine können auch Störungen des Blutkreislaufs in anderen Körperabschnitten rechtzeitig erkannt werden. Beispielsweise ist der Arzt ebenso in der Lage zu kontrollieren, wie etwa ein akuter Schub von Gelenkrheumatismus verläuft oder ob Medikamente tatsächlich die Durchblutung fördern. Bei Verbrennungen, die immer mit einer Durchblutungsstörung verbunden sind, kann rechtzeitig entschieden werden, an welchen Stellen eine Hautverpflanzung möglich ist. Auch die Heilung von Knochenbrüchen läßt sich verfolgen: warme Zonen heilen schneller, kalte Stellen deuten auf gestörte Prozesse bei der Abheilung hin.

Wie kaum bei einer anderen Krankheit muß der lebensbedrohende Krebs so frühzeitig wie nur möglich erkannt werden. Da Krebsgewebe durch erhöhten Stoffwechsel und veränderte Durchblutung gekennzeichnet ist, sind damit auch geringfügige Temperaturveränderungen verbunden. Mit der Thermographie können solche Krankheitsherde in vielen Fällen erkannt werden. Doch ob es sich um eine gutartige oder bösartige Geschwulst handelt, wird immer erst endgültig durch eine Gewebeentnahme festgestellt. Was sich unter der Haut tut, zum Beispiel die Entstehung von tiefliegenden Tumoren, zeigen andere Verfahren wie das Röntgen, der Ultraschall oder die hochpräzisen Apparate der Szintigraphie und der Computer-Tomographie. Sie liefern detailgetreue Aufnahmen aus unserem Körper, die bis zum feinen Abbild des Gewebes reichen. So lassen sich dort die Ursachen krankhafter Veränderungen ganz genau aufdecken. Doch die Thermographie versteht sich als ein Verfahren, das die Krankheit nicht definiert, wohl aber wichtige Anhaltspunkte für die Diagnose geben kann, ohne daß der Arzt auf die sehr kostspieligen Geräte der Computertechnik zurückgreifen muß.

Die Rechentechnik (Foto oben) erleichtert die Auswertung von Wärmebildern. Das beginnt bei der Bildspeicherung auf Magnetbandkassette, umfaßt die Bildverarbeitung und reicht bis zum Druck von Thermogrammen. Das rechnergedruckte Wärmeporträt (rechts) läßt sich exakt aufschlüsseln, wobei jede Zahl und jeder Buchstabe ihren dazugehörigen Temperaturwert haben: A/weiß /33,3°C; 9/gelb /31,4°C 8/schwarz /30,0°C; 7/rot /28,6°C; 6/schwarz /27,2°C; 5/lila /25,7°C; 4/schwarz /24,1°C; 3/blau /22,5°C; 2/schwarz /24,1°C; 3/blau /22,5°C; 2/schwarz /20,7°C; und 1/grün /18,9°C.

Ein Detektiv für die Industrie

Nicht nur in der Medizin, auch in vielen Industriezweigen leistet die Infrarot-Meßtechnik Detektivarbeit. Nummer eins auf der Fahn-



dungsliste in der Industrie und im Bauwesen ist der Wärmeverlust.

Immer wenn die Heizperiode beginnt, sind Mitarbeiter des Instituts für Heizung, Lüftung und Grundlagen der Bautechnik der Bauakademie Berlin mit dem Infrarotmeßgerät unterwegs. Ihre Kamera ist auf die Giebelseite einer Hauswand gerichtet. Der Himmel ist bedeckt, kaum windig. Die Temperatur liegt um null Grad Celsius. In den letzten 24 Stunden sank sie nur wenig. Ideale meteorologische Bedingungen, um wärmedurchlässige Stellen an Gebäuden nachzuweisen. Thermogramme setzen die Wärmeverluste anschaulich ins Bild. So lassen sich gezielt effektive Wärmedämmungen beim Bau neuer Wohnungen und Altbausanierungen vorschlagen. Der Heizenergieverbrauch soll noch in diesem Jahr um 40 Prozent gesenkt werden, davon zwei Drittel, etwa 26 Prozent, durch Wärmedämmeigenschaften der Außenwandkonstruktionen. Allein über die Außenwand lassen sich ungefähr dreißig Prozent des Gesamtwärmeverlustes eines Gebäudes nachweisen.

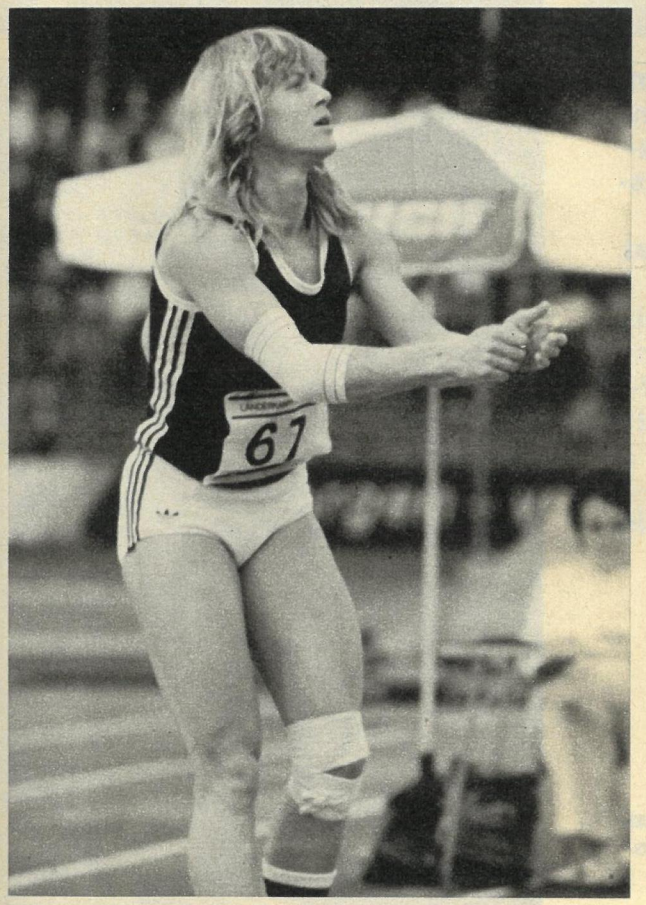
Der besondere Vorteil des Verfahrens – das berührungslose Messen und bildmäßige Erfassen der Temperaturverteilung auf der Oberfläche – hat sich ein weites Feld in allen Industriezweigen erobert. Ein weiterer Grund dafür ist seine einfache Handhabung. Vor 25 Jahren waren die Geräte sehr voluminös, bis 200 Kilogramm schwer und wenig beweglich. Der Fortschritt in der Mikroelektronik veränderte ihre Größe. Inzwischen haben sie das Format einer Schmalfilmausrüstung – ein bequemes Mittel, um wissenschaftlich präzise medizinische und technische Diagnosen zu stellen.

Die Einsatzgebiete reichen von der Kontrolle elektrotechnischer Anlagen (Generatoren, Motoren, Hochspannungsleitungen), der Überwachung von Ofenanlagen der Stahlindustrie, der Herstellung und Verarbeitung von Kunststoffen, der Lokalisierung von Altbauschäden bei der Rekonstruktion, über die Landwirtschaft (Verhinderung von Selbstentzündungen bei der Lagerung von Heu und Getreide) bis zur Fernerkundung der Erdoberfläche durch Flugzeuge und Satelliten (Untersuchung der Bodenbeschaffenheit, Erzlagerstätten, ökologische Überwachung der Meere, Flüsse und Seen). Damit sind nicht alle Möglichkeiten erfaßt, aber diese Aufzählung läßt erahnen, wie vielfältig der Einsatz von Infrarotmeßgeräten ist.

Fotos: Dietrich Janowski. Zusatzfoto: Detlef Christel

Über alle Maße (n) hinaus

Es ist in der Leichtathletik längst kein Ereignis mehr, wenn in gleichen Disziplinen bei Männern und Frauen die „amtierenden" Weltrekordler Landsleute sind. Pärchen dieser Art gab es schon zur Genüge. Doch seit kurzem könnte von der „Zusammenkunft eines Traumpaares" die Rede sein. Nachdem sich Uwe Hohn mit dem Prädikat des ersten Speerwurf-»Hunderters« versah (104,80), folgte ihm jetzt Petra Felke als erste 75-m-Werferin der Welt (75,40). Petra (Bildreihe) komponierte dieses Duett am 4.Juni in Schwerin. Seit Dienstag ist sie sechsundzwanzig, seit ein paar Jährchen Sportstudentin, seit Jahr und Tag im Speerwerferinnen-Paradies Jena Schülerin von Karl Hellmann.



Die zehn Weltbesten

75,40	Felke (DDR)	85
74,76	Lillak (Fin)	83
74,20	Kostaveli (Gre)	82
73,58	Sanderson (Gbr)	83
72,70	Verouli (Gre)	84
72,16	Kempe (DDR)	84
72,12	Whitbread (Gbr)	85
71,88	Todorowa (Bul)	81
70,08	Birjulina (URS)	80
69,96	Fuchs (DDR)	80

Petra Felkes größte Weiten

75,40	4.6.85	Schwerin	(4)
75,26	4.6.85	Schwerin	(2)
74,94	22.6.85	Erfurt	(3)
74,90	27.6.85	Berlin	(4)
74,72	5.5.84	Celje	(3)
74,32	27.6.85	Berlin	(2)
74,24	21.7.84	Potsdam	(2)
73,84	22.6.85	Erfurt	(2)
73,74	28.8.84	Prag	(2)
73,52	4.6.85	Schwerin	(5)
73,50	27.6.85	Berlin	(3)
73,30	16.8.84	Prag	(2)

(Die in Klammern gesetzte Zahl bedeutet jeweiliger Versuch)

Über den 11. Juni 1972 haben die besten Speerwerferinnen der Welt noch Jahre danach gesprochen. Dieser Fast-Sommer-Sonntag hatte zuviel Außergewöhnliches gebracht, um über Nacht so mir nichts, dir nichts aus dem Gedächtnis zu verschwinden. Er war ein Aufbruch.

Immer und immer wieder, für 2776 Tage, die vergebliche Liebesmüh', dem 62,40-m-Weltrekord Jelena Gortschakowas, in der olympischen Qualifikation von Tokio '64 erzielt und qualitätsgemäß mit extralanger Garantiezeit versehen, endlich einmal beizukommen. Fast acht Jahre hinduch war er gegen alle (auch ein paar erfolgversprechende) Angriffe immun geblieben. Jetzt erwischte es ihn gleich zweimal. An ein und demselben Tag.

Zuerst im tropenheißen Bukarest, wo bei 30 Grad im Schatten Punkt 16.50 Uhr die junge Polin Ewa Gryziecka zum ersten Speerwurf-Durchgang des Länderkampfes Rumänien–Polen–BRD antrat und sich mit 62,70 Metern zur neuen Spitzenreiterin in der Weltbestenliste machte.

Die schwarzhaarige Dame aus Warschau sonnte sich genau eine Stunde und zwanzig Minuten im Ruhm einer Weltrekordlerin. Dann wurde sie abgelöst. Von Ruth Fuchs aus Jena, die im zweiten Durchgang des Potsdamer Länderkampfes DDR–Bulgarien, exakt 18.10 Uhr, auf eine damals märchenhaften Weite kam: 65,06 m!

Einer Prophezeiung, an dieser Leistung werde sich die Konkurrenz in Zukunft die Zähne ausbeißen, fügte die „Füchsin" noch drei Worte hinzu: „Ich aber auch". Da irrte sie gewaltig. Vierhundertzweiundfünfzig Tage später begann bei ihr selbst ein Weltrekord-Boom, der sie in sieben Jahren unumschränkten Primats bis auf vier Zentimeter an die 70-m-Marke heranführte.

Von dieser Marke bei jeder passenden Gelegenheit zu reden, war der heutigen Frau Doktor nie besonders recht. Obwohl scheinbar unbesiegbar (zweimal Olympiagold, zwei Europameistertitel) und immer weiter werfend (sechs Weltrekorde im ganzen), hatte sie in ihrem Realitätssinn zuviel Respekt vor dieser vermeintlich magischen Grenze.

Bis sie sich eines Tages, als ihr 69,96 Meter gelungen waren, zu der kaum hörbaren Klage aufraffte: „Die vier Zentimeter hätten's nun auch noch sein können." Bei dieser Streichholzschachtelbreite blieb es. Dann gelangte eine ganz andere in den siebten Himmel und hinterlegte dort das Dokument des ersten 70-m-Wurfes der Leichtathletik-Geschichte: Tatjana Berjulina.

★

Jetzt, am 4. Juni 1985 in Schwerin, sind die 75 Meter gefallen. Sie gehen auf das Konto von Ruth Fuchs' ehemaliger Trainingsgefährtin Petra Felke. Daß ausgerechnet dieser Anlaß die Erinnerung an den Junitag vor dreizehn Jahren wachruft, hat seine besondere Bewandtnis: Zwei Weltrekorde an einem Tag, beide Marke Felke, um 19.25 Uhr die 75,26 m vom zweiten Durchgang, um 19.45 Uhr die 75,40 m vom vierten. So steht's im Protokoll.

Demnach wird Petra Felke als (vorerst) zweifache Speerwurf-Weltrekordlerin in die Statistik eingehen – zwei Fliegen auf einen Streich und dabei in doppelter Ausfertigung eine (wieder einmal) „magische Grenze" besiegt. So wie Dr. Margitta Gummel in der olympischen Kugelstoß-Entscheidung 1968 in Mexiko-Stadt, als sie zwei aufeinanderfolgende Weltrekorde jenseits der erstmals bezwungenen 19 Meter markierte. Wofür sie von der ebenfalls aus dem Häuschen geratenen Leipziger Verkehrspolizei ihren Weltrekord Nr. 2 „honoris causa" als neue Autonummer erhielt: SC 19-61.

★

An Petra Felkes Weltrekord-Double und dem ganzen Drumherum waren noch andere Schönheitsmerkmale zu entdecken. Im Winter, bei 16 Grad Frost und Schneefall, hatte sie im Berliner Sportforum 68,56 m weit geworfen. Diese Jahresweltbestleistung verschwand erst durch ihr eigenes Zutun: Beim Sommersaisonauftakt in Schwerin, wo sie nicht nur fünfmal weiter, sondern auch die beiden Weltrekorde warf. „So etwas passiert ja nicht alle Tage: Erster Auftritt und gleich zweimal über 75 Meter!"

Kurz darauf, beim Länderkampf gegen die UdSSR in Erfurt und am Olympischen Tag in Berlin, blieb sie erneut überm bisherigen Weltrekord der Finnin Tiina Lillak, wobei ihr hier wie dort, so ganz nebenbei, auch noch eine Serie gelang wie keiner anderen vor ihr. „Das eine Mal bei Fast-Windstille, das andere Mal trotz empfindlicher Kühle und strömenden Regens – als ich acht Speere mitnahm, zwei zum Einwerfen und für jeden Durchgang einen. Es ist sehr kompliziert zu werfen, wenn die Wicklung am Griff naß und der Speer dadurch schwerer wird."

Dann traf Petra in London auf ihre derzeit stärksten Konkurentinnen: Lillak, Sanderson und Whitbread. Die drei legten ihr Veto ein, als wegen des böigen Windes von links vorn auf die gegenüberliegende Wurfseite umgezogen werden sollte. Sie glaubten, mit dieser Maßnahme könnten ihre eigenen Siegeschancen gegen die Jenaerin endgültig begraben werden. Bis sie dann merkten, daß sie auch so nicht die Spur einer besseren Ausgangsposition hatten. Sie verloren haushoch gegen eine Werferin, die in diesem Jahr schon achtzehnmal die 70-m-Marke bezwang – für deren Wert Petra als „Schwelle zur Weltklasse und zum Sieg" nach wie vor ihre Hand ins Feuer legt. An Prognosen, die Frauen würden eines Tages 80, ja 90 Meter weit werfen, mag sie sich nicht beteiligen. „77 Meter, die könnt' ich mir denken..."

Hans Richard Vollbrecht (Text)
Wolfgang Behrendt (Foto)

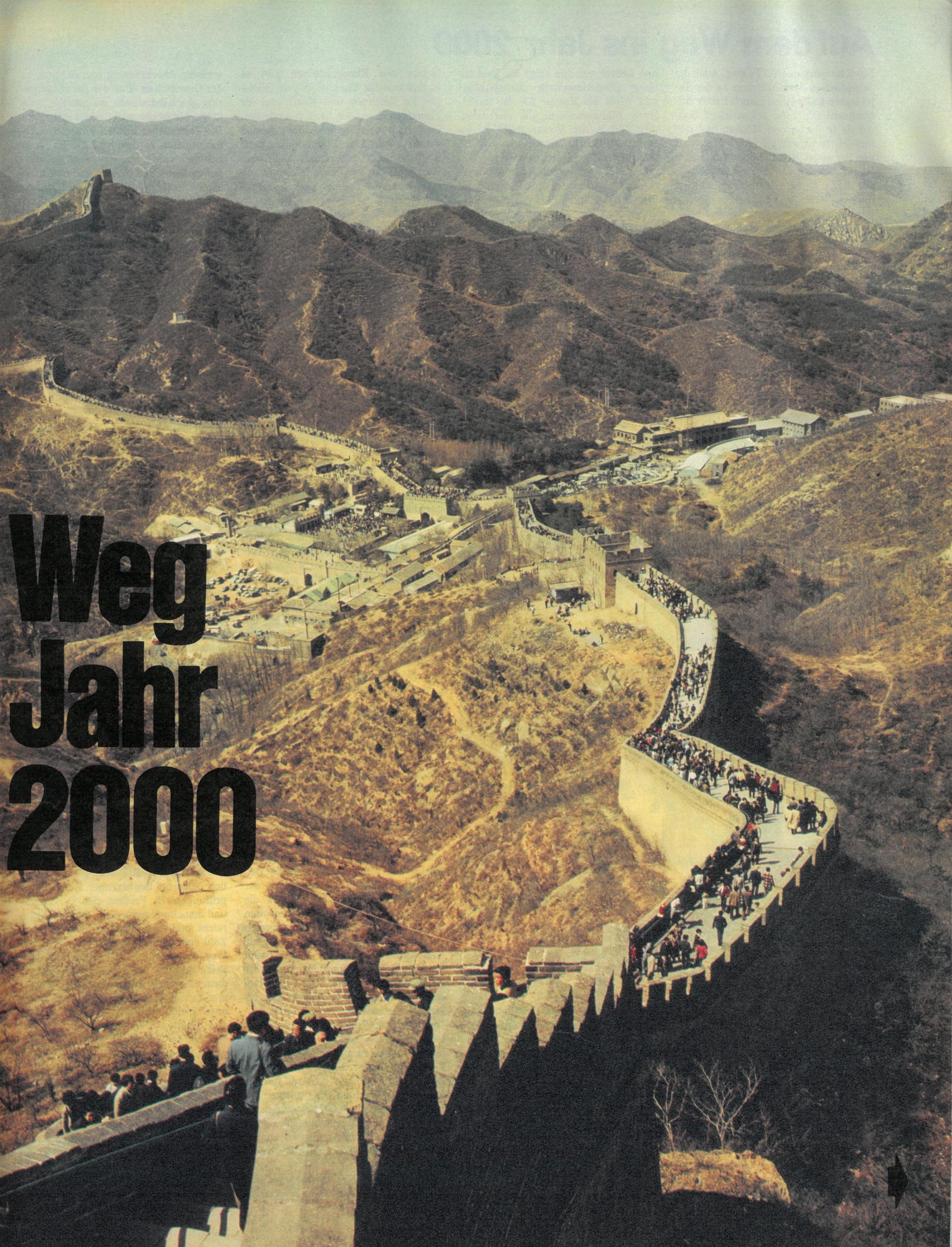
Auf dem ins

Sonntagsausflug in Peking. Es sind vor allem viele junge Leute, die zur mehr als 4000 Jahre alten Großen Mauer pilgern. Sie gehört zu jenen Schätzen der Weltkultur, die in der Volksrepublik China geachtet und gepflegt werden. Doch bei allem Stolz auf dieses Erbe hat das volkreichste Land der Erde begonnen, sein Antlitz bis zur Jahrtausendwende grundlegend zu verjüngen. Dazu zählt auch ein umfassendes Bildungsprogramm. So sollen beispielsweise die Kinder, die in diesem Herbst eingeschult werden – ob in der Stadt oder auf dem Land – obligatorisch die Neunklassenschule besuchen. Im Jahr 2000 werden sie Anfang zwanzig sein und müssen dann die Aufgaben des 21.Jahrhunderts meistern.

Dazu ein Bericht aus Peking von Horst Szeponik (Text) und Lotti Ortner (Bild).

Der Kaiserpalast (Fotos oben und unten) gleicht einem riesigen Museum. Auch der Spaß kommt nicht zu kurz: Eltern fotografieren ihre Jüngsten, die ihre Gesichter durch die Attrappe einer historischen Figur stecken (Bild links).

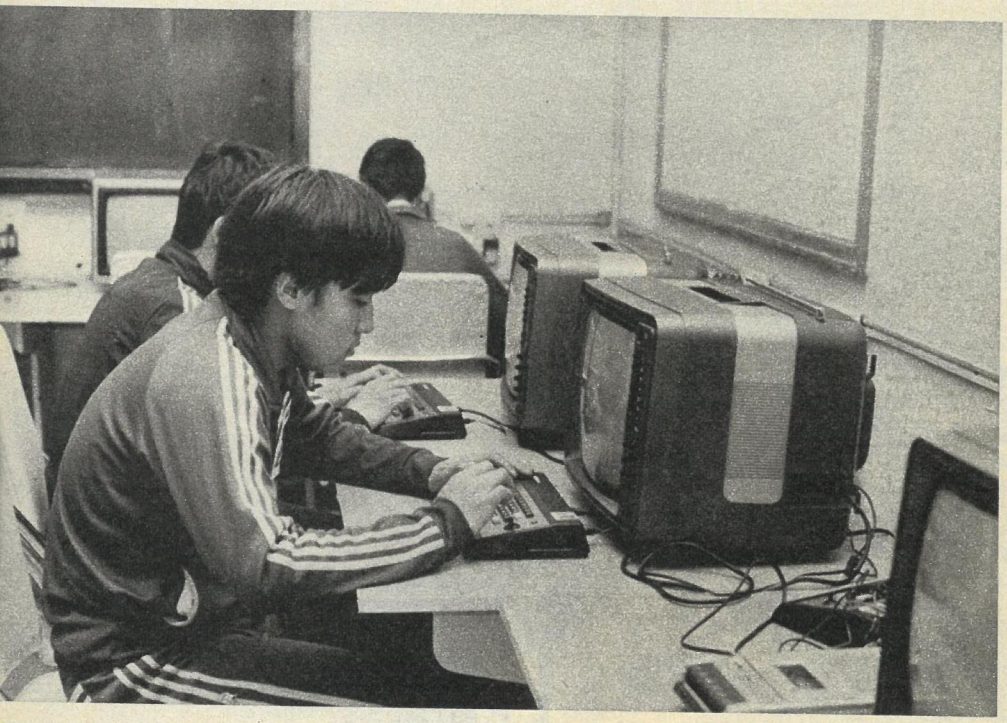
Weg Jahr 2000



Auf dem Weg ins Jahr 2000

Ein Klassenzimmer in Peking. Auch die chinesischen Schriftzeichen an der Tafel lassen kaum einen Hauch Exotik aufkommen. Die Tafel selbst hängt dort, wo sie in Berlin und Moskau und vermutlich in aller Welt placiert ist, und vor ihr agiert der Lehrer. Was diesen Raum allenfalls von den uns gewohnten auf den ersten Blick unterscheidet, ist die Anzahl der Schulbänke. Nicht weniger als 56 Mädchen und Jungen gehören zu einem Klassenverband.

Dann ertönt über einen Lautsprecher das Pausenzeichen, und meine Kollegin kann schließlich auf den Film bannen, was es in unseren Breiten nicht gibt.



Auf ein Kommando beginnen die Schüler mit einer Augenmassage. Sie fördere Durchblutung und verscheuche Müdigkeit, sorge für Entspannung und neue Konzentration, sagen unsere Gastgeber. Das dauert vielleicht zwei oder drei Minuten (Foto rechts). Anschließend treffen sich Lehrer und Schüler auf dem Hof und lockern mit rhythmischen gymnastischen Übungen den Körper.

Die Pekinger Mittelschule Nummer 5, die wir an diesem sonnigen Morgen besuchen, ist einer Pädagogischen Hochschule angeschlossen und bildet künftige Lehrer aus. Sie trägt die Bezeichnung „Experimentielle Mittelschule" und wirkt als Pionier für die umfassende Bildungsreform, die seit geraumer Zeit in der Volksrepublik China Schritt für Schritt angestrebt wird.

Wang Ben Zhong, stellvertretender Direktor und verantwortlich für das Experiment, zeigt uns die fünf Gebäude auf dem Schulgelände: In drei Häusern befinden sich die Klassenräume für die rund 1300 Mädchen und Jungen, zwei weitere beherbergen die Bibliothek mit etwa 70 000 Bänden sowie ein Internat für Schüler, deren Eltern in der weiteren Umgebung Pekings wohnen.

Die Liulichang – eine alte Gasse der Künstler und Gelehrten – entsteht in alter Pracht mit glasierten Ziegeln, farbigem Schnitzwerk, grauen Mauern und roten Säulen.

Auch die Einführung in die Computertechnik gehört an der Pekinger Mittelschule Nr. 5 zum Unterrichtsprogramm (Foto oben).

Neben den Klassenräumen gibt es Fachräume für Chemie, Physik, Biologie, für Zeichnen und Musik und für Fremdsprachen, die in mit modernen Geräten ausgerüsteten Labors gelehrt werden. Auf dem Stundenplan steht Englisch, aber es existiert auch eine Russisch-Klasse seit dem letzten Schuljahr. Wenn die Schüler nach Abschluß der sechsten Klasse von der Grund- in die Mittelschule kommen, beginnt der Fremdsprachenunterricht. Ab 1. September 1984 konnten sich die Eltern mit ihren Kindern erstmals wieder für Russisch als Fremdsprache entscheiden, die während der „Kulturrevolution" völlig abgeschafft worden war. Es wird angestrebt, daß ein Viertel bis ein Drittel aller chinesischen Mittelschüler künftig Russisch lernen. An Universitäten und Technischen Hochschulen widmet man dieser Sprache bereits seit zwei Jahren verstärkte Aufmerksamkeit.

In dieser Mittelschule werden dreizehn Fächer gelehrt: Chinesisch, Mathematik, Politik, Fremdsprachen, Physik, Chemie, Geschichte, Geographie, Biologie, Physiologie, Körpererziehung, Musik sowie Kunst und Malerei. Aber die Naturwissenschaften, möglichst eng verbunden mit der Praxis, erfreuen sich besonderer Förderung. Denn für ihr anspruchsvolles Modernisierungsprogramm – mit seiner Hilfe soll die Produktion bis zum Jahr 2000 (im Vergleich zu 1980) vervierfacht werden – benötigt die Volksrepublik gute Fachleute in Industrie und Landwirtschaft. Daran mangelte es bisher, und der Bedarf ist entsprechend groß – riesengroß. Diese Feststellung trifft auch auf die Dimension der Aufgabe zu: Es müssen teilweise hohe Rückstände aufgeholt und gleichzeitig Vorstöße in neue Regionen des Wissens gewagt werden.

Die „stinkende Neun"

Das Mädchen Yue und der Knabe Liu werden wie die anderen Kinder ihres und der folgenden Jahrgänge eine Neunklassenschule absolvieren. Dieser Beschluß der chinesischen Volksbildung weckt wehmütige Erinnerungen bei den jungen Menschen, die in den Jahren von 1966 bis 1976 im schulfähigen Alter waren. Sie haben entweder kaum eine oder nur eine unvollkommene Ausbildung erhalten. Es war die Zeit der sogenannten Kulturrevolution, der „schrecklichen zehn Jahre", wie die Chinesen heute sagen. Nachdem man die „Klassenfeinde" in acht Kategorien aufgeteilt hatte, verleumdete man die chinesische Intelligenz – und damit auch die Gelehrten und Lehrer – als die „stinkende Nummer 9". Die Parole lautete damals: „Je mehr Wissen man erlangt, desto reaktionärer wird man."

Intellektuelle, Professoren und Lehrer wurden auf das Land oder in Fabriken geschickt, und es gab keinen regulären Lehrbetrieb mehr. Man forderte Schüler und Studenten auf, die Autorität der Lehrer zu mißachten. Zu trauriger Berühmtheit gelangte in jener verhängnisvollen Zeit ein Student namens Zhang Tiesheng, der dafür gepriesen wurde, daß er bei einer Prüfung nur ein leeres Blatt abgab.

Diese Jahre zeitigten verheerende Folgen für das Bildungswesen. Die Lehrer verloren Anerkennung und Achtung in der Gesellschaft. Weil der Beruf nur gering geschätzt wurde, wollten ihn viele junge Menschen nicht mehr ergreifen. Die Lehrbücher blieben hinter den Erfordernissen zurück, und der Bau von Schulen wurde vernachlässigt. 200 Millionen Menschen blieben dadurch-trauriges Erbe der Vergangenheit – Analphabeten.

Zum Beispiel Chen

In den späten Abendstunden verkehren zusätzliche Busse in Peking und anderen großen Städten des Landes – auffallend die vielen jungen Fahrgäste. Sie haben, meist nach ihrer Arbeit, in einer Freizeitschule oder Bibliothek gelernt. Diese Menschen versuchen jetzt nachzuholen, was sie während der Kulturrevolution versäumten. Und da bietet ein vielfältiges System gute Möglichkeiten. So gibt es nicht weniger als sechs Formen der Freizeithochschulbildung in China, allein in Peking beteiligen sich daran mehr als eine Million Bürger. Sie gehen in Abendhochschulen, die von Universitäten und Hochschulen betreut werden. Diese Bildungseinrichtungen veranstalten gleichzeitig Kurse per Korrespondenz und über Rundfunk. Rundfunk- und Fernsehhochschulen bilden gegenwärtig die meisten Studenten aus. Die Teilnehmer teilen sich in zwei Gruppen: Es gibt eingeschriebene Studenten, die nach Aufnahmeprüfungen angenommen werden. Sie beteiligen sich an festen Kursen und haben somit Studienplätze. Andere junge Frauen und Männer empfangen die Lehrprogramme zu Hause per Radio oder Fernsehen. Sie haben keinen Studienplatz, können aber an den einheitlichen Prüfungen teilnehmen. Auch an der Mittelschule Nummer 5 in Peking gibt es ein Beispiel dafür, wie eine Lehrerin im Selbststudium ihr Hochschul-Diplom erwarb. Die dreißigjährige Chen Ge besuchte Kurse und Vorlesungen als Gasthörerin im Fremdspracheninstitut. Nach zwei Jahren bestand sie das Hochschulexamen in Englisch. Die für Autodidakten eingesetzte Prüfungskommission gab ihr das Prädikat „sehr gut".

Die Chance, an einer der Universitäten und Hochschulen in China aufgenommen zu werden, ist wegen der beschränkten Kapazität sehr gering. Jährlich fallen bei den strengen Aufnahmeprüfungen 75 Prozent der Bewerber und manchmal noch mehr durch. So erreicht nur eine verschwindend kleine Zahl von Schulabgängern auf direktem Weg das ersehnte Ziel. Nun füllt das Selbststudium im Freizeitbildungssystem eine große Lücke. Für die Teilnehmer bringt es Mühsal, denn sie sind meist gleichzeitig mit Arbeit, Haushalt und Studium belastet. Man sagt: Es ist einfach, mit diesem Studium zu beginnen, und es ist schwer, es auch abzuschließen.

Erinnerung an die Tradition

Der sprichwörtliche Fleiß der Chinesen ist natürlich über jeden Zweifel erhaben. Und das Wort „Ohne Fleiß kein Reis" kann nur im übertragenen, erweiterten Sinn benutzt werden. Das Land, das mehr als eine Milliarde Menschen

zählt, kann dank großer Zuwachsraten in Landwirtschaft und Industrie in den letzten Jahren seine Einwohner ausreichend ernähren und kleiden. Diese grundlegenden Bedürfnisse werden befriedigt, betonen unsere Gastgeber immer wieder. Die Mühen fleißiger Arbeit müssen sich jetzt in mehr Annehmlichkeiten auszahlen, die das Leben erleichtern. Dazu gehören elektrische Haushaltsgeräte wie Waschmaschinen und Kühlschränke, Radios, Rekorder und Fernseher und viele andere Dinge. Der gegenwärtig sehr kleine Wohnraum (5 Quadratmeter pro Person) soll vergrößert und mit bequemen Möbeln ausgestattet werden. Auch moderne Einrichtungen in den Betrieben, die von schwerer körperlicher Arbeit befreien, bringen selbstverständlich mehr und bessere Produktion.

Bei diesem Programm hat das Bildungswesen eine Schlüsselrolle. Eine Vorstellung von der Größe dieser Aufgabe vermitteln vielleicht diese Zahlen: Im vergangenen Jahr gab es in China 853 700 Grundschulen mit 24,7 Millionen Mädchen und Jungen – 95 Prozent der schulpflichtigen Kinder dieser Altersstufen. Dabei wechselten 1984 insgesamt 13 Millionen Grundschulabgänger in 93 700 Mittelschulen. Das Ziel des Bildungsprogramms ist es, bis 1990 alle schulpflichtigen Mädchen und Jungen einzuschulen.

Die chinesische Regierung traf Anfang dieses Jahres Maßnahmen, um die gesellschaftliche Stellung des Lehrers aufzuwerten: Die Gehälter wurden so erhöht, daß sie über denen anderer Berufsgruppen mit dem gleichen Ausbildungsstand liegen. Die Dienstjahre werden berücksichtigt, und die Lehrer sollen besser als zuvor mit Wohnraum versorgt werden.

Die chinesische Presse erinnerte im Zusammenhang mit diesem Beschluß an die gute Tradition der Achtung des Volkes vor dem Lehrer. In der alten Gesellschaft verehrte die Familie auf dem Familienaltar nicht nur die Götter, den Kaiser und ihre Ahnen, sondern auch den Lehrer. Man erinnerte an einen Ausspruch des Philosophen Xun Zi, der vor rund 2000 Jahren lebte: „Der Staat blüht, wenn er den Lehrer schätzt und sich um die Erziehung bemüht, der Staat wird verfallen, wenn er den Lehrer verachtet und die Erziehung ignoriert." Tenor zahlreicher Berichte: Der Lehrerberuf muß zu den meistgeachteten und erstrebenswertesten Berufen werden!

Lernen, aber nicht pauken

Wang Ben Zhong, der Verantwortliche für das Experiment an der Mittelschule Nummer 5, kennt keine Zweifel an seiner Mission. Auf die Frage, was er als größtes Hindernis für die Bildungsreform betrachte, kommt eine verblüffende Antwort: „Es ist der Lehrer, der in traditionellen Vorstellungen befangen ist." Der Vierzigjährige, mit einem schmalen, intellektuellen Gesicht, erläutert diesen Satz.

Jahrtausende trachteten die Herrschenden im alten China danach, gehorsame, disziplinierte Untertanen auszubilden. Die vorherrschende Naturalwirtschaft bedingte, daß die Menschen die von den anderen Generationen hinterlassenen Fertigkeiten übernahmen und weitgehend an deren Wissen festhielten. So paukte man und lernte auswendig. Diese Methode habe sich vielfach bis heute gehalten, sie hindere am wirklichen Lernen und Denken, das anrege, Neues zu schaffen. Damit negiere er, sagt der stellvertretende Schuldirektor, nicht die großen Leistungen der alten chinesischen Kultur, von der Archäologen und Historiker ständig neue Zeugnisse zutage förderten. Sie verdiene nach den Erfahrungen der „Kulturrevolution", die eine feindselige Haltung gegen das alte Kulturerbe einnahm, besondere Achtung und Pflege. Aber es gehe darum, die alte Bildungstheorie zu beseitigen, die so ganz der Entwicklung einer modernen Wissenschaft und Technik widerspricht.

„Ein gutes Wissen und die Fähigkeit zum schöpferischen Denken – das ist es, was wir unseren Schützlingen mitgeben müssen", sagt Wang Ben Zhong, als wir uns verabschieden. „Wenn wir unser Land endgültig aus Armut und Rückständigkeit herausführen wollen, müssen wir bei der Ausbildung unserer Schüler, die ja bald selbst unterrichten werden, mit der sozialistischen Modernisierung beginnen.

Im nächsten Heft:

Börde-Bauern

Im tausendjährigen Rottmersleben besuchte FW den LPG- und Kooperationsvorsitzenden Ernst-August Pasewald, 40 Jahre nach der Bodenreform.

Foto: Volker Hohlfeld

Preisausschreiben

Natalie lädt die Leser zum traditionellen Reisepreisausschreiben aus Anlaß eines denkwürdigen Jubiläums ein. Reisen und Geldpreise sind zu gewinnen.

Die Ären des Stabes

Zwischen 1948 und 1956 zuerst Silbermedaillengewinner, dann zweimal Olympiasieger, sprang Bob Richards (Foto) mit Stäben aus Bambus, Stahl und Dur-Aluminium. Im Leserauftrag: Wie entwickelte sich der Stabhochsprung?

Foto: ADN/Zentralbild

Wie ich ein brauchbarer Autor wurde ...

Der Prager Schriftsteller Jiří Marek wird immer wieder in eine Idee für ein neues Buch verwickelt: Reportagen, Romane, Filmszenarien. Nebenher ist er auch ein liebenswerter Gastgeber, wovon FREIE WELT sich überzeugen konnte.

Für aktuell notwendige Änderungen in ihren Ausgaben bittet die Redaktion um Verständnis.

FREIE WELT

FLUGZEUGE DER UDSSR (5)

Zwei Buchstaben für das Werk eines Mannes:

Il – für Iljuschin, Sergej Wladimirowitsch (31. 3. 1894–9. 2. 1977), für einen Wegbereiter des sowjetischen Verkehrsflugzeugbaues. Vor allem mit Passagiermaschinen der Marke „Il" wurde Aeroflot zum größten und leistungsfähigsten Lufttransporteur der Welt. (1): Il-12 – erstes Passagierflugzeug des Konstruktionsbüros S. W. Iljuschin. 1944 projektiert, am 9. 1. 1946 zum Jungfernflug gestartet. Zuerst von Aeroflot eingesetzt.

Später von ČSA (siehe Zeichnung) übernommen. Spannweite: 31,70 m; Länge: 21, 31 m; Höchstgeschwindigkeit: 407 km/h; Reichweite: 2200–3300 km. (2): IL-14 – Standard-Passagierflugzeug der 50er Jahre, mit dem auch der Aufbau des DDR-Luftverkehrs begann (hier in der Pinguin-Bemalung sowjetischer Antarktis-Expeditionen mit Skiwerk). Spannweite: 31,70 m; Länge: 21,31 bis 22,31 m je nach Version. Maximalgeschwindigkeit: 416 km/h. 18 bis 34 Fluggäste. (3): Il-18 – erfolgreichstes Turboprop-Flugzeug, mit dem 14 Weltrekorde erzielt wurden und das mehr als dreißig Fluggesellschaften einsetzten. Jungfernflug am 4. 7. 1957. In fünf Passagiervarianten gebaut. Spannweite: 37,40 m; Länge: 35,90 m. Reisetempo: 650 km/h. 75 bis 130 Passagiere. (4): Il-76 T – schweres Frachtflugzeug für 40 Tonnen Nutzlast, am 25. 3. 1971 zum Jungfernflug gestartet. Spannweite: 50,50 m; Länge: 46,59 m. Reisegeschwindigkeit: 800 km/h. (5): Il-62 – vierstrahlige Langstreckenmaschine, deren Prototyp im Januar 1963 die Flugerprobung aufnahm. Die verbesserte Version Il-62 M besitzt eine um 1320 km größere Reichweite. Sie fliegt mit 23 000 kg Nutzlast über eine Distanz von 8270 km und mit 10 000 kg Nutzlast über eine Distanz von 10 000 km. Spannweite: 43,20 m; Länge: 53,12 m. Reisegeschwindigkeit: 820 bis 900 km/h. 140 bis 189 Sitzplätze. (6): Il-86 – „Aerobus", das bisher größte in der UdSSR gebaute Passagierflugzeug, dessen Flugerprobung am 22. 12. 1976 begann und das ab 1980 von Aeroflot in Dienst gestellt wurde. Spannweite: 48,06 m; Länge: 59,54 m. Reisegeschwindigkeit: 950 km/h. 350 Passagiere.

Zeichnung: Otto Reich; Redaktion: Karl-Heinz Eyermann

UNSERE FRAGE:

Die Entwicklung des staatlichen Luftverkehrsunternehmens der DDR, das 1985 sein 30jähriges Betriebsjubiläum begeht, ist untrennbar mit dem Namen Iljuschin verbunden. Welche drei Flugzeugtypen dieses Konstrukteurs wurden von Interflug übernommen? Antworten Sie bitte auf einer Postkarte mit dem Kennwort „Flugzeuge der UdSSR 5" an FREIE WELT, 1056 Berlin, Postfach 10.

Einsendeschluß: 14. August 1985. Auflösung und Gewinner in Heft 18/85, Leserforum. Gewinnen können Sie 150 M, 100 M und 50 M. Viel Erfolg!